Die Satire in der Presse des Rheinlandes

Teil I. Die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät (I. Sektion)

der

Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Emmi Jacobs

aus Duisburg-Ruhrort.

1939.

Buchdruckerei Richard Mayr, Würzburg.

Referent: Prof. Dr. d'Ester.
Korreferent: Geh.-Rat Prof. Dr. W. Brecht.

Tag der mündlichen Prüfung 24. Februar 1939.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen Eltern

in Dankbarkeit gewidmet.

Inhalt.

Seite

I. 1. Fragestellung der Arbeit 1
Enthält die Satire des Rheinlandes a) Rheinische Geschichte? b) Rheinisches Wesen?
2. Die Zeitung als Träger der Satire 2
3. Erscheinungszeit der zu behandelnden Schriften 3
4. Drei Typen 4

II. Die „Offizielle Carnevalszeitung von Köln"
1. Die Lage des Kölner Karnevals um 1825 4
2. Gründungszeit 5
a) Vergleich der Jahrgänge untereinander 6
3. Mitglieder des Carnevals-Comités 9
4. Inhalt des Jahrgangs 1825 9
a) Politische Satire 10
b) Gesellschaftssatire 11
c) Die komische Anzeige 12
5. Inhalt des Jahrgangs 1826 12
a) Verschärfte politische Satire 13
b) Städtesatire 13
c) Literarische Parodie 14
d) Reiner Unsinn 15
6. Kritik des „Jahrgangs 1827" 15
a) Die eigene satirische Leistung 16
6) Seine Theorie des Karnevalswitzes 17
7. Der Jahrgang 1828 17
a) Thema 17
b) Bittschriften und Dekrete 17
c) Das Feuilleton 18
8. Der Jahrgang 1829 19
a) Zwang der Zensur 19
b) Witz im Äußeren 19
c) Politische Satire 20
d) Die übrige Satire 20
9. Das Verbot (Akten) 21
10. Wo sind Gründe für das Verbot? 21
a) Der Stil 22
b) Die Illustration 22
11. Die Karnevalszeitung als Teil eines größeren Ganzen . . . 23
a) Fastnachtsspiele 24
b) Die Karnevalszeitung als schriftlich überlieferter Karnevalswitz 25
c) „Fortsetzungen" der Karnevalszeitung 26

Seite

III. Das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung
1. Der Gegensatz zur Karnevalszeitung 27
2. Vorläufer der Neuen Rheinischen Zeitung 27
3. Notwendigste Angaben über die N. Rh. Z. 29
4. Wandel des Feuilletons zwischen 1842 und 48 29
5. Leben und Persönlichkeit des Redakteurs Georg Weerth . . . 30
6. Der Hauptmitarbeiter Freiligrath 34
7. Zwei Arten des Feuilletons 38
a) Von Weerth ausgehend: Der Heine-Stil 38
(In Heines Manier 38, Parodie des altertümlichen Stils 43, Satire der Tatsachen S. 44)
b) Von Freiligrath ausgehend: Der Aufruf 35
8. Zusammenarbeit zwischen Feuilleton, politischem und Inseratenteil 47
9. Der Raum des Feuilletons 49
10. Feuilleton-Politik 50
11. Der Inhalt 50
(Frankfurter Parlament 51, Adel 51, König 51, Preußen 52, Bürger 52, Zeitungen 53, Juden 55)
12. Qualität der Satire 55
13. Die N. Rh. Z. als Zeitung der Intellektuellen 57
14. Das Verbot und seine Gründe 58
a) Die Schlußnummer 59
15. Rheinische Neigung zum Radikalismus 61

IV. Die Düsseldorfer Monatshefte
1. Programm 63
2. Haltung der Künstler 63
3. Abonnenten und Verlag 63/64
4. Der Redakteur Clasen 64
5. Persönlichkeitsstil und Zeitungsstil 65
a) Durchsichtige Anonymität 65
6. Biographie der Mitarbeiter 65
7. Inhalt der Satire 69
a) Politik 69
b) Gesellschaft 72
c) Kunst 76
8. Stil der Satire 78
a) Verhältnis von Wort und Bild 80
b) „Realismus" der Satire 81
c) Spiel mit dem Unmöglichen 81
d) Der Vers 81
e) Die glatte Feststellung 82
9. Aufrechterhaltung der Hefte nach 48 84
10. Die Leistung der Monatshefte 84

V. Beantwortung der Fragen
1. Frage nach dem Wert der Satire als Geschichtsquelle . . . 87
a) Die Carnevalszeitung 87
(Politik 87, Kulturgeschichte 87, Sittengeschichte 88, Geschichte der öffentlichen Meinung 88)

Seite

b) Das Feuilleton der Neuen Rh. Zeitung 88
(Politik 89, Öffentl. Meinung 89, Geschichte der marxistischen Propaganda 90)
c) Die Düsseldorfer Monatshefte 90
(Kunst- und Geschmacksgeschichte 91, Öffentliche Meinung 91)
2. Ist die Satire Geschichte des Verfassers und des Lesers? . . . 92
a) Carnevalszeitung (Kölner Bürger) 92
b) N. Rh. Z. (Sozialistenführer und Radikale) 92
c) Düss. Monatshefte (Künstler : Düsseldorf) 95
3. Rheinisches Schicksal 94
4. Rheinische Wesensart 94
5. Satire als Beitrag zur Geschichte 96

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554006_0032

I. Fragestellung.

„Nicht über die Sache gibt die Karikatur Erkenntnisse, sondern über den Zeichner, und über den, der sich ihrer freut." Das ist die Ansicht Ferndinand Avenarius[1]), eines Mannes also, der sich mit Wesen, Wert und Wirkung des Satirischen auseinandergesetzt hat, und uns die furchtbare Wirkung der Karikatur in der Weltkriegspropaganda aufzeigte. Dagegen steht eine Meinung Gehrings[2]), der die Karikatur als Geschichtsquelle betrachtet wissen möchte, sie zwar nicht als unbedingt zuverlässig ansieht, ihr aber doch eine beachtenswerte Beleuchtung der Tatsachen aus einem „inoffiziellen Gesichtswinkel" zuspricht.

Karikatur: Satire.

Was hier von der Karikatur gesagt ist, läßt sich leicht auf die Satire allgemein übertragen. Denn ist der komische Vergleich, das Spielen mit dem Wortsinn und mit dem Gegensatz, die einseitige Herausstellung bestimmter Eigenschaften, das Wichtigtun mit Selbstverständlichem, sind all diese als wesentlich für das Satirische erkannten Dinge nicht auch Merkmale der Karikatur? Der Witz, bzw. die satirische Abhandlung ist die gesprochene Karikatur, die Karikatur ist die gezeichnete Satire, der gezeichnete Witz. Es ist nur das Handwerkszeug, das den Karikaturisten vom Satiriker des Wortes unterscheidet, wenn dieses Handwerkszeug auch selbstverständlich seinen eigenen Gesetzen unterliegt. Im Wesentlichen jedoch handelt es sich hier wie dort um die gleichen Mittel, vor allem immer wieder um die Bewußtmachung des Unbewußten, das halb ahnbar in einer Handlung, einer Tatsache, einem Wort, einem Gesicht liegt. Und auch die Wirkung von gezeichneter und gesprochener Satire soll ja die gleiche sein: Lachen! Ein Lachen allerdings, in dem ein wenig Bitterkeit ist, und das, wenn auch unbewußt, den Willen zurückläßt, sich gegen diese traurig-lächerliche Wirklichkeit, die einem eben vor Augen geführt wurde, zu wehren.

1) Ferdinand Avenarius: Das Bild als Narr.
2) Chr. Gehring: Die Entwicklung des politischen Witzblattes in Deutschland. Diss. Leipzig 1927.

Fragen.

Wir können also das, was Avenarius und Gehring über die Karikatur sagten, auf die Satire allgemein beziehen. Avenarius glaubt, daß eine Geschichte der Satire nichts über die Sache, aber alles über den Satiriker aussage, Gehring will auch an eine Aussage über die Sache selbst glauben, wenn auch nur aus einem „inoffiziellen Gesichtswinkel", der dem Geschichtsforscher zumindest ebenso interessant sein sollte, wie der offizielle.

Avenarius' Ansicht leuchtet uns vor allem bei seiner Betrachtung der verleumdenden Weltkriegskarikatur ein, aber auch die Auffassung Gehrings ist verständlich, und wird sich in dieser Arbeit bestätigt finden. Eine Antwort auf die Frage: Ist die Satire Geschichtsquelle, und wessen Geschichte ist in ihr enthalten? wird sich erst am Ende der Arbeit geben lassen. Aber diese Frage sei doch zu Beginn aufgeworfen, denn von hier aus wird die Berechtigung und Notwendigkeit einer Erforschung der Satire klar. Wir wollen zusehen, ob und wieweit die rheinische Satire die Geschichte, vielleicht sogar das Schicksal ihres Landes enthält.

Abgrenzung.

Begrenzung ist notwendig. Rheinische Spottlust ist so alt wie rheinisches Land. Der Zufall — oder das Glück — will, daß uns das um 300 n. Chr. von dem römischen Schriftsteller Ausonius in seiner „Mosella" berichtet wird.

V. 163 ff.

.... emsige Pflanzer
Tummeln sich bald auf dem Gipfel des Bergs und bald auf dem Abhang
In mutwilligem Lärm wetteifernd dorten der Wanderer,
Wandernd auf tiefrem Gestad und hier hingleitend der Schiffer
Singen dem säumigen Winzer ein Schmählied.

Hiermit ließe sich eine Geschichte der rheinischen Satire beginnen. Aber nicht die geschichtliche Entwicklung der Satire soll Inhalt der Arbeit sein, sondern das Wesen der rheinischen Satire, das an wenigen typischen Beispielen besser zu ersehen sein wird als an dem Versuch einer geschichtlichen Darstellung.

Zeitung als Träger der Satire.

Wo aber wollen wir die Satire, deren Grundstoff das flüchtige Wort oder die leicht hingeworfene und schnell zerrissene Zeichnung ist, fassen? Aus zufällig erhaltenen Anekdoten und Karikaturblättchen ist kein Überblick über das Wesen und die Vielfalt der Satire eines Landes zu gewinnen, wenn diese Anekdoten auch unverfälschtere Volkssatire

und Volksmeinung enthalten werden, als z. B. satirische Zeitschriften. Diese satirischen Zeitschriften können zwar nur die Meinung eines Einzelnen oder eines Kreises wiedergeben, sind aber doch insofern als Volksmeinung anzusprechen, als sie gelesen werden. Umso mehr eine Schrift aber gelesen wird, umso weitere Kreise wird sie mit ihrer Meinung vertreten, bzw. in umso weitere Kreise wird sie ihre Meinung hineintragen, so daß sie in Zeiten der Pressefreiheit zwar nicht die öffentliche Meinung, aber ein beträchtlicher Teil der öffentlichen Meinung wird. Für das Wesen der Satire können wir umso mehr auf die satirische Zeitschrift bauen, als ja für den Leserkreis nicht nur der Inhalt, sondern vor allem die Form der Satire maßgebend ist. Eine Zeitschrift, deren Art nicht der ihrer Leser entspricht, wird nicht leben können, es sei denn, daß sie von Finanz oder Staatsstellen künstlich gehalten wird. Über diesen Zweifel sind aber die rheinischen Blätter in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts soweit erhaben, daß der Staat sogar dann verbietet, wenn eine Finanzgruppe eine Zeitung über manche Schwankungen der Abonnentenzahl gehalten haben würde.

Die Zeit.

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist aber die Zeit, in der das Rheinland seine tiefste Wandlung zu bestehen hatte. Kaum erholt von den Kämpfen der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons, kam es zu Preußen. Preußen aber war nach rheinischer Ansicht arm und rückständig, denn im Rheinland hatte man zwar unter der Fremdherrschaft gelitten, aber man hatte auch die Vorteile der Demokratie gegenüber der absolutistischen Kleinstaaterei gespürt und fühlte sich dem westlichen Nachbarn verwandter, als dem ostpreußischen Junkertum. Schaafhausen, der Kölner Ahnherr des Schaafhausenschen Bankvereins, konnte bei der Nachricht von der Eingliederung seines Rheinlandes in Preußen nur entsetzt rufen: „Jesus, Maria, Joseph, do hirohde[3]) mer in n'ärm Famillige!" Ähnliche Rufe mögen mancherorts laut geworden sein, und diese Abneigung gegen den „fernen Osten" mußte der Rheinländer erst langsam verwinden. Das verschärft seine Haltung in der gärenden Zeit um 1848.

Solch halb unterdrückte Abneigungen müssen in der Satire spürbar werden, und gerade in so bewegter Zeit wird die Satire ihre landestümliche Art offenbaren. Darum sollen drei Zeitschriften (bzw. 2 Zeitschriften und das Feuilleton einer Zeitung) aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Vergleich herangezogen werden, die in sich wieder vollständig verschiedene Typen verkörpern: Die „Offizielle Carnevalszeitung von Köln" 1825—1829, das Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung" 1848—1849, die „Düsseldorfer Monatshefte" 1847—1859.

3) heiraten.

Die 3 Typen.

Die „Offizielle Carnevalszeitung" ist eine Zeitschrift, die alljährlich nur zur Karnevalszeit in einem Zeitraum von 3—4 Wochen mit 11 Nummern jährlich erscheint. Die „Neue Rheinische Zeitung" ist Tageszeitung, ihr Feuilleton ist eine Art unregelmäßig erscheinender satirischer Zeitschrift innerhalb der Zeitung. Die „Düsseldorfer Monatshefte" sind monatlich erscheinendes Witzblatt fast im modernen Sinn. Die „Offizielle Carnevalszeitung" ist ortsgebunden, die „Neue Rheinische Zeitung" parteigebunden, die „Düsseldorfer Monatshefte" sind ideegebunden. Die Redakteure der „Offiziellen Carnevalszeitung" sind kölner Bürger, die der „Neuen Rheinischen Zeitung" Sozialisten (Vertreter der Proletarier), die der „Düsseldorfer Monatshefte" sind Künstler. Die „Offizielle Carnevalszeitung" ist dem Leser eine Erscheinung der närrischen Zeit, das Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung" ist ihm unterhaltende Beigabe zum politischen Teil der Zeitung, die „Düsseldorfer Monatshefte" werden als gebetener satirischer Gast vom Leser aufgenommen.

Aus so verschiedenen Erscheinungen der satirischen Schrift müssen sich Wesen und Möglichkeiten einer rheinischen Satire ablesen lassen.

II. Die „Offizielle Carnevalszeitung von Köln".

Kölner Karneval bis 1825.

Als man der Karnevalsfeier in Köln 1823 feste Formen gab, hatte der Kölner Karneval an sich bereits eine lange und bewegte Geschichte hinter sich. Wieweit die Ursprünge einer Fastnachtsfeier zurückreichen, läßt sich nicht genau feststellen, belegt ist die Sitte aber schon für die Zeit von 1188—1240, von der Cäsarius von Heisterbach in seinen Dialogen (X_3) spricht. Und zwar erzählt er davon, wie von einem längst selbstverständlich gewordenem Brauch. Durch das ganze Mittelalter hindurch hören wir, daß die Fastnacht gefeiert wurde, wenn uns auch in den Ratsprotokollen nur die Tatsache aufgezeigt wird, daß immer wieder etwas zu verbieten war. Nie erließ zwar der Kölner Rat ein Verbot gegen die Feier an sich, er schützte die Stadt nur vor Dieben und Gesindel, das sich unter der Maske einschleichen konnte. Gegen das Fest selbst richtet sich erst ein Verbot, das unter der Herrschaft der französischen Revolutionshelden 1795 erlassen wurde. Eine Begründung dazu wurde so gefunden: Der Kölner Karneval ist ein Fest, auf dem Freiheit und Gleichheit aller Klassen herrscht. Das Ziel der französischen Republik ist aber Freiheit und Gleichheit aller Klassen während des ganzen Jahres. Also macht die Republik die Karnevalsfeier überflüssig!

Der napoleonische Stadtkommissar, der 1801 Köln verwaltete, scheint sich sicherer gefühlt zu haben als seine Vorgänger. Man sagt ihm nach, daß er an den Anschlagtafeln bekannt machen ließ: „Il est permis au citoyen Bellengeck de faire ton sour". Citoyen Bellengeck, der alte Kölner Schellennarr, tanzt also seit der Zeit wieder durch die Straßen der Stadt. Und wenn ihm auch unter französischer Aufsicht nicht allzuviel Freiheit gelassen war, er lebte doch wieder! Mit ihm waren die Kölner Narren auferstanden, die in Maskengruppen durch die Straßen zogen, sich auf den Bällen ergötzten und während einer kurzen Zeit vergessen konnten, daß sie um diese Fastnachtsherrlichkeiten zu genießen, vielleicht ein Bett in's Pfandhaus gebracht hatten.

Als sich dann nach den Freiheitskriegen die große Enttäuschung breit machte, und als man die Hoffnung auf ein einiges Reich vorläufig begraben mußte, da richtete man in Köln ein Reich auf, das dem Deutschen Reiche als Vorbild der Einigkeit vorangehen sollte: Das einige Reich der Narrheit. Preußen hatte statt der früheren, allgemein bekannten Stadtoberhäupter, eine unpersönliche Macht über Köln erlangt. Nun wurde Prinz Carneval der personifizierte Herrscher Kölns, den man 1823 in einem feierlichen Zuge als Besieger aller Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens einführte. Die Regierungsgeschäfte dieses Prinzen besorgt der parlamentarisch auf ein Jahr gewählte kleine Rat oder, wie er sich offiziell nennt, das „Festordnende Comité". Aus diesem Rat wird wiederum einer zum Präsidenten gewählt, und man hat eine Staatsführung, wie man sie sich für Deutschland wünschte: Eine konstitutionelle Monarchie.

Das Festordnende Comité hatte für alle Regierungsgeschäfte Sorge zu tragen, und war darum in Ausschüsse aufgeteilt, die sich mit den verschiedensten Dingen zu befassen hatten. Ausschuß I war der für literarische Arbeiten. Ihm oblag die Abfassung der Programmlieder, die Redaktion der offiziellen und Oppositionsblätter, die Prüfung der Reden usw. Ausschuß II war der für Musik, III für Bälle, IV für Festzug und V für Finanzen.

Gründungszeit der Carnevalszeitung.

Diese Ordnung gilt seit seit 1823 nach den Angaben Fahnes[4]). Die Offizielle Carnevalszeitung selbst, so sagt er, sei aber erst 1828 gegründet. Nun ist aber in der Universitäts- und Stadtbibliothek zu Köln der vollständige „Jahrgang" (bestehend aus 9 Nummern, die in der Zeit vom 29. I.—13. II. erschienen sind) einer Zeitschrift vorhanden, auf deren Titelblatt steht: „Offizielle Carnevalszeitung von Köln". N. 1. Sonnabend den 29. Januar 1825. Die letzte Nummer trägt die Fußnote: „Expedition der Kölnischen Zeitung, bei M. Du Mont Schauberg".

4) Fahne: Der Karneval. Köln 1884.

Vergleich der 5 Jahrgänge.

„Auf hohen Befehl des lustigen Raths“ beginnt diese Zeitung mit einem Vorwort, in dem festgestellt wird, daß in den Zeitungen der Stadt ein Streit entbrannt sein, ob der Held Karneval in diesem Jahr zu reisen gedächte oder nicht. Damit man nun künftig

> .... wisse beim ersten Schritt
> Woran man sich in politicis halte,
> So wollen wir und verordnen hiermit,
> Nach angehörtem lustigen Rath,
> Deß Eifer für unser Wohl nie erkalte:
> Das einzig sichre authentische Blatt
> Ist die offizielle Carnevalsspalte.
> Und schmückt die Zeitung, die, wie sich' gebührt,
> Nach unserer Hauptstadt den Namen führt.
>
> Gegeben in unserer Residenz zu Köln am Rhein,
> am 29. Januar 1825
> (gez.) Der Held Carneval.“

Diese Karnevals-Zeitung, deren Nummern 2—4 Seiten umfassen, ist also eine Beilage zur Kölnischen Zeitung. Sie erscheint auch im gleichen Format wie die alte Kölnische Zeitung (21 : 27 cm). Die Kölnische Zeitung übernahm wohl die Verantwortung für den Inhalt, war aber an der Redaktion unbeteiligt, denn die Artikel sind entweder Verordnungen und Bekanntmachungen des lustigen Raths oder tragen Unterschriften wie „Barrabas Krummfuß, Hofpoet“ oder „Simplicius Federfix, Secretarius perpetuus“. Alle Mitarbeiter geben jedenfalls zu erkennen, daß sie, wenn nicht dem Rate selbst, so doch der Karnevalsgesellschaft angehören. Und da Ausschuß I für literarische Arbeiten die Readaktion der offiziellen Blätter zu besorgen hat, so wird er die Auswahl getroffen und ¾ des Inhalts selbst geschrieben haben.

Von 1826 liegt wiederum ein Jahrgang vor. Format und Kopfdruck sind gleich geblieben, nur der Hanswurst als Titelvignette hat eine andere Gestalt angenommen und am Fuß eines jeden Blattes steht jetzt: „Köln, gedruckt und verlegt bei Fr. X. Schlösser, Jülichsplatz Nro. 3.“ Die erste Nummer beginnt mit einem Vorwort über die patriotische Bedeutung des Kölner Karnevals und den Zweck der Karnevalsblätter, deren „nächste Bestimmung zwar ist, dem Witze, der Laune und bescheidenen Satire einen Tummelplatz für die kurze Faschingszeit darzubieten“, die aber auch die ernste Seite des Festes, nämlich „Erweckung und Erhaltung patriotischer Gesinnung“ enthalten sollen. Das Vorwort trägt die Unterschrift: „Das festordnende Comité“. Dieser Jahrgang ist etwas umfangreicher als der Jahrhang 1825. Er umfaßt — wie es sich eigentlich für eine Karnevalszeitung von selbst versteht — 11 Nummern. Denn 11 ist die heilige und gecke Zahl der heiligen und

gecken Stadt Köln, und man hat sich gestritten, ob die 11 Kronen im Stadtwappen die Krönlein der 11000 Martyrerjungfrauen, oder die Narrenkappen des Elferrats darstellen. Auch die einzelne Nummer dieses Jahrgangs hat nun immer 4 Seiten, ihr Inhalt ist manigfaltiger, beweglicher, obgleich diese Offizielle Carnevalszeitung aus dem Jahre 1826 im Grunde das Nachrichtenblatt des Jahres 1825 geblieben ist. Nur scheint es, daß das Blatt sich ganz von der Kölnischen Zeitung gelöst hat und in die Obhut des Schlösserschen Verlages übergegangen ist, um dort als unabhängiges Blatt zu erscheinen.

Dann liegt wieder eine „Karnevalszeitung von Köln" aus dem Jahre 1828 vor, deren Format nur noch 20 : 25 cm ist, bei der sich das Schriftbild des Kopfes wesentlich verändert hat, die aber den gleichen Bellengeck wie Jahrgang 26 als Titelvignette der ersten Nummer trägt und im Kopf die Bemerkung trägt: „Verantwortliche Redaktion das festordnende Comité. — Gedruckt und verlegt bei Fr. X. Schlösser." Auch diese Zeitung umfaßt nach wie vor 11 Nummern und jede Nummer hat 4 Seiten. Der Inhalt ist im Wesentlichen gleich geblieben.

Der Jahrgang 1829 unterscheidet sich nur durch sein Format (man hat wieder 21 : 27 cm gewählt) vom Jahrgang 1828. Und in diesen beiden Jahrgängen sieht Fahne augenscheinlich die echte Karnevalszeitung. Nun können wir aber nur rein formal die Gründung der Karnevalszeitung in das Jahr 1828 legen. Es ist zwar das Jahr, in dem die verantwortliche Redaktion offiziell auf das festordende Comité überging, die Zeitschrift selbst hat aber in ganz der gleichen Form (von geringen Titel- und Formatänderungen abgesehen) schon seit 1825 bestanden. Auch der in der Expedition der Kölnischen Zeitung erschienene Jahrgang ist ihr zuzurechnen, denn die Übergabe des Druckauftrags an eine andere Firma bedeutet ja nicht Eingehen und Neuerscheinen einer Zeitschrift.

Wie steht es nun mit dem Jahrgang 1827? Er ist in der Kölner Universitäts- und Stadtbibliothek erhalten unter dem Titel „Karnevalszeitung in Köln" und ist dem „Rheinischen Unterhaltungsblatt in Köln" beigegeben, das die Jahreszahl 1827 trägt. In der Fußnote der 4. Nummer des Unterhaltungsblatts ist angegeben: „Das Rheinische Unterhaltungsblatt nebst Beilagen erscheint wöchentlich dreimal ... außerdem wird der Carneval in Köln für 1827 in diesen Blättern eigends eine Stelle finden ... Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag des Comptoirs für Kunst und Literatur".

Das erweckt im ersten Augenblick den Anschein, als habe das festordnende Comité es in den ersten Jahren so gehalten, daß es den Druck der Karnevalszeitung in jedem Jahre einer anderen Kölnischen Druckerei übergeben hätte. Ein Blick in die Zeitung beweist aber, daß es sich hier nicht um eine „Offizielle Karnevalszeitung" handeln kann, sogar kaum um eines der Oppositionsblätter, die der Redaktion des 1. Ausschusses unterstehen. Diese Karnevalszeitung von 1827

opponiert nämlich gegen grundsätzliche Dinge. In ihrer Nummer 16 (sie umfaßt 17 Nrn.) greift sie das Karnevals-Comité an, und es sind bittere Dinge, die sich die Festordner des Kölner Karnevals sagen lassen müssen. „Es ist überhaupt eine schwierige Aufgabe, ein ganzes Vierteljahr lang ex office witzig zu sein. Diese Aufgabe wird umso schwieriger durch die Monotonie des Themas, wie es das Comité sich gestellt hat. Selbst ein Swift, ein Sterne, ein Lichtenberg möchten in solcher Lage endlich mit ihrer Laune auf die Neige gekommen sein, wenn auch gleich etwas später, als das Kölnische Karnevals-Comité. — Wie wenig letztere zumal in diesem Jahre geleistet, davon kann sich jeder überzeugen, der sich die Mühe geben will, dessen Karnevals-Zeitung durchzublättern. Der ganze Witz besteht in gewissen, seit einigen Jahren zur Ungebühr und zum Überdruß abgedroschenen Scherzworten wie z. B, Tolldieselben usw. ... Statt des vielen Lächerlichen, was alljährlich in Deutschland und weiter zur großen öffentlichen Kunde kommt, gleichsam wie in einem Focus aufzufassen, und dann in tausend Witzstrahlen zu reflektieren — statt allgemeine Torheiten und Schwächen mit dem Scheidewasser der Laune zu ätzen, und ganze Stände auf der Hechel der Persiflage und des lachenden Spottes zu bearbeiten — findet das Kölnische Comité seine Freude daran, einzelne Individuen dem öffentlichen Gelächter preiszugeben. Gesegnet sei unser Magen, er kann am Ende alles verdauen, selbst den Witz eines belobten Comités. Auf diese Weise stürzt es allerdings zur Hefe des Volkes herab, statt dasselbe veredelnd zu sich heraufzuheben." Das sagt keiner, der nur im Scherz widerspricht, und solche Meinungen werden in dieser Zeitschrift beinahe in jeder Nummer laut. Mit dem Karnevalsprogramm des Jahres befaßt sich die Karnevalszeitung des Unterhaltungsblattes gar nicht, und es war doch eine wesentliche Aufgabe der „Offiziellen Karnevalszeitung", das Publikum mit dem Programm vertraut zu machen. Weiterhin ist ein enger Anschluß dieser Karnevalszeitung an das Unterhaltungsblatt zu spüren. Die gleichen Mitarbeiter zeichnen in Haupt- und Beiblatt und der Ton ihrer Satire erinnert nicht im entferntesten an den der Offiziellen Karnevalszeitung. Wir müssen diesen Jahrgang 27 also als völlig selbständiges, im Gegensatz zur Offiziellen Karnevalszeitung erscheinendes satirisches Blatt für die Faschingszeit betrachten.

So sehr man sich aber über die aufgefundene gegnerische Zeitung freuen kann, so sehr ist zu bedauern, daß die echte „Offizielle" vom Jahre 27 verloren gegangen ist, denn die Fehler, die die Oppositionszeitung angreift, scheinen erst wirklich grob in diesem Jahrgang 27 aufgetreten zu sein, wenn auch Ansätze dazu sich im Jahrgang 25 und 26 bereits finden und in den Jahren 28/29 bedeutend verschärft sind. Obgleich gerade in dieser Zeit (28/29) die volle Verantwortlichkeit auf das Comité übergegangen war, greift die Oppositionszeitung schon 27 einzig das Comité an. Ein erneuter Beweis gegen Fahne, denn

in der Kölner Öffentlichkeit wird man gewußt haben, wer die Redaktion der Karnevalszeitung innehatte.

Mitglieder des Comités.

Wer verbarg sich nun hinter der schützenden Bezeichnung „festordnendes Comité"? Glücklicherweise sind uns Namen erhalten, denn die Kölner Karnevalsgesellschaft sorgte seit ihrem Gründungstage dafür, daß in ihr Überlieferungen groß wurden. So wissen wir denn, daß der Präsident von 1823—1830 Heinrich von Witgenstein war, Stadtrat und Beigeordneter des Ober-Bürgermeisters von Köln. Unter den Mitgliedern finden wir um diese Zeit Namen, die in der Geschichte der Stadt Köln und des Rheinlandes Klang behalten haben: I. B. Farina; M. J. de Noel, Stadtrat; Joseph du Mont; Dr. M. Farina; Dr. K. Schaafhausen, Banquier; F. X. Schlösser; Weber, Maler. Es sind die Namen der großen Kölner Familien, Namen, die wie bares Geld klingen, Namen von Kaufleuten, Verlegern, unter denen ein Dichter gern gesehen ist, wenn er — wie de Noel — ein tüchtiger Bürger bleibt. Auch ein Maler muß vorhanden sein, der der Karnevalszeitung das Titelblatt zeichnet. Selbstverständlich wird auch manch anderer als Dichter und Maler seinen Beitrag zur Karnevalszeitung gegeben haben, denn man weiß, daß der trockenste Kaufmann und der nüchternste Rechner in Köln zur Karnevalszeit plötzlich umgewandelt ist, und als Sohn seiner Vaterstadt den angeborenen Gecken in sich entdeckt. Um die Geckerei aber auf die Spitze zu treiben, lebt für eine kurze Zeit niemand mehr unter seinem eigenen Namen und in seiner eigenen Gestalt, und so wäre es höchst merkwürdig, wenn zu enträtseln wäre, aus welcher Feder die einzelnen Beiträge für die Karnevalszeitung stammen. Sie kommen aus dem Kreis der Männer, die das festordnende Comité bilden, das muß uns genügen. Es ist ja nicht wesentlich, zu wissen, wer gerade diesen Artikel geschrieben hat, der sich von hundert anderen in Ton und Haltung kaum unterscheidet, sondern daß es ein Kreis anerkanntester und verdientester Männer war, dem diese Zeitung ihr Vorhandensein zu verdanken hatte. Es ist aber wesentlich zu wissen, daß diese Männer unter der Maske des harmlosen Fastnachtsscherzes ein ganz klein wenig Politik trieben, und den Versuch machten, immerhin etwas von ihren Gedanken über das Deutsche Reich, die nicht ganz so waren, wie die Polizei es erlaubte, lachend unter ihren Kölner Mitbürgern zu verbreiten, um deren lachende und zustimmende Antwort darauf zu vernehmen.

Jahrgang 1825.

Schauen wir einmal in den Jahrgang 1825. Die Feier des Jahres steht im Schatten folgender Ereignisse: Der Held Karneval ist nach Venedig gefahren, um seine Braut, die Prinzessin Venetia, nach Köln

zu holen. Seine Abwesenheit benutzt das Reich des Griesgrams, die lustige Stadt Köln zu überfallen. Der Griesgram wird selbstverständlich von den tapferen Kölner Funken, den Karnevalssoldaten, besiegt, und alles endet mit einem großen Triumphzug am Rosenmontag. Alle Vorbereitungen, Schwierigkeiten und Einzelheiten dieses Kampfes zu berichten, ist Aufgabe der Karnevalszeitung.

Goethe.

Zunächst wissen die Kölner Narren aber, was sie dem Dichter der Nation schuldig sind, und bringen in der ersten Nummer, gleich nach dem wichtigsten Organisationsdekret (s. S. 12), Goethe ihren Gruß und die zarte Aufforderung, am Kölner Narrenfeste teilzunehmen. Und bald darauf, am 9. Januar, bringt ein Extrablatt Goethes Antwort. Er wird zwar nicht kommen, aber er schreibt dem Comité:

Da das Alter, wie wir wissen,
Nicht vor Thorheit helfen kann,
War es ein gefundner Bissen
Einem heitern alten Mann,

Daß am Rhein, dem vielbeschwommnen,
Mummenschaar sich zum Gefecht
Rüstet, gegen angekommnen
Feind, zu sichern altes Recht.

Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich das Irren wohl zur Hand,
Und so ist es ganz verträglich,
Wenn man sich mit Euch verband.

Löblich wird ein tolles Streben
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Daß noch Heiterkeit im Leben
Giebt besonnenem Rausch Gewinn.

Häufet nun an diesem T a g e
Kluger Thorheit Vollgewicht;
Daß mit uns die Nachwelt sage:
J a h r e sind der Lieb und Pflicht.

Politische Satire.

Nach dieser Einleitung beginnen die Berichte von des Prinzen Reise, die Aufrufe und Erlasse, die mit jenem Umstand abgefaßt sind, dessen man sich um 1825 im Verkehr mit den hohen Obrigkeiten befleißigen mußte. Aber man merkt, daß der Kölner Bürger diesen Stil nicht ohne weiteres angebracht findet, er ersetzt jenes abstandgebietende „hoch . .“ durch „toll . . .“, und wenn vom Prinzen die Rede ist, so hat „Tollderselbe“ dieses und jenes zu unternehmen geruht, und man kennt nur

„allertollste Verordnungen und Bekanntmachungen". Auch scheint man mit dem Tempo in dem die Obrigkeit arbeitet, nicht ganz einverstanden zu sein, denn im Reich der Narren wird für die bürokratischen Geschäfte ein Beschleunigungsverfahren eingeführt, das vom Konfusionsrath Ew. Langsam geleitet wird. Dann ist von Preßfreiheit die Rede, ein Wort, das in jener Zeit nicht gern vernommen wurde. Im Karnevalsstaat herrscht dieses heißumstrittene Recht längst, denn „um den Beweis zu liefern, wie frei es während unserer Herrschaftszeit gehalten werden soll, so ermächtigen wir den Redakteur unserer Offiziellen Carnevalszeitung, auch die Oppositionsartikel, jedoch unter der Bedingung, sie als Gegenfüßler drucken zu lassen, aufzunehmen". Diese Gegenfüßler werden dann von rechts nach links oder auf dem Kopf gedruckt, enthalten auch keine wesentliche Opposition, aber es ist der Opposition doch Raum gegeben, wenn auch nur im Reich der Narren. Selbst die Straßen der Stadt Köln verraten allerlei, was obrigkeitlichen Ohren nicht angenehm zu hören ist, besonders dann, wenn der Held Carneval beabsichtigt, einige Straßen zu verlegen und miteinander zu verbinden. Man sagt nämlich: „So wie die Fettenhennen wirklich einerseits in die Schmier- und andererseits in die Rechtsschulenstraße sehr sinnreich auslaufen, diesen beiden letzteren Straßen aber zu dem Platze führen, wo der Justizpalast jetzt eben erbaut wird, so gedenke er, jetzt auch noch das Schleichgäßchen auf diesen nämlichen Platz hinauszuführen." Auch der Krieg gegen den Griesgram wird mit verzwicktesten kleinstaatlichem Umstand durchgeführt, aber zum Schluß ist man gezwungen, Assignaten herauszugeben, einesteils, weil selbstverständlich der Staatssäckel durch den teuren Krieg leer geworden ist, andernteils aber, weil man es nach diesen Äußerungen, die übel vermerkt werden konnten, für tunlich hielt, an die bösen französischen Zeiten zu erinnern, der man mit Preußens Hilfe entronnen war.

Diese wenigen politischen Stiche können dem nicht ganz aufmerksamen Leser unter der Fülle des übrigen Stoffes beinahe entgehen (sie entgingen wohl auch dem Zensor), aber man wird um 1825 verstanden haben, seine Zeitung zu lesen, und wird dem Comité um dieser wenigen guten Ideen willen manch langweiligen Artikel, vor allem manch langweiliges Gedicht verziehen haben. Denn von den Gedichten ragen nur ganz wenige über die Höhe jener fürchterlichen Bürgergesellschaftsgedichte hinaus, die in Verse gebrachte Langeweile sind.

Gesellschaftssatire.

Mehr Witz äußert sich entschieden da, wo Köln seine lieben Bürger ein wenig durchhechelt, die Trunksucht der Männer, die Klatschsucht der Frauen und die Sucht, vornehm zu scheinen, indem man möglichst ein Mischmasch von deutsch und französisch redet. Da schreibt der Oberjägermeister des Helden Carneval einen Reisebericht: „... beim

Anblick der Moselbrücke und der Festung Ehrenbreitstein hat ihm die Imagination die Lagunen und sein Object de coeur ins Gedächtnis gerufen und ihn in solche Begeisterung (enflammation) versetzt, daß er nicht einmal arretieren wollte, um die Pferde zu changiren. .... Unterschrift: Jean Trèfegoutte. P. S. Tàchez, mon cher, daß mon nom carré die französische tournure bekomme, ich finde keine noblesse in dem deutschen Treffbrav." Gerade diese Satire reicht über die Grenzen des Bürgerlichen hinaus, obgleich sie zunächst auf den Bürger gemünzt ist.

Anzeige.

Durchaus im Bürgerlichen befangen bleibt aber der Anzeigenteil, in dem z. B. ein „bomben und kanonenfestes Zimmer miethweise dem Publikum zur Beschauung der einrückenden feindlichen Schaaren" angeboten wird. Man weiß, daß die Kölner neugierig sind, und nur wenn etwas gänzlich unbedeutendes geschehen ist, sagt man im Rheinland: Dafür macht man in Köln kein Fenster auf. Aber dieser Anzeigenwitz kommt nicht über d a s hinaus, was durchschnittlich eine Klasse Primaner in ihrer Bierzeitung erreicht, und das ist doch etwas kläglich für eine „Offizielle Carnevalszeitung". Übrigens dürfte die Bierzeitung heute die einzige „Zeitung" sein, in der noch die Form des satirischen Inserats gepflegt wird.

Jahrgang 26. Thema.

Der Jahrgang 1826 ist lebendiger, anregender, geistreicher als der Jahrgang 1825. Schon das Thema dieses Jahres gibt zu den tollsten Vermutungen Anlaß. Der Held Carneval macht diesmal eine Mondreise, denn der Kölner Prinz ist gar nicht so weit hinter dem Mond zurück. Gerade eben ist die Erörterung über eine regelmäßige Dampfschiffahrt auf dem Rhein im vollen Gang (1827 richtet die Rhein-Preußische Dampfschiffahrtsgesellschaft regelmäßige Schiffslinien ein) gerade eben, im September 1825, ist die erste Eisenbahn von Stockton nach Darlington gefahren, als sich der Held Carneval gleich per Dampf zum Mond begibt. Diese Tatsache wird den Kölnern verkündet, und damit haben sie sich abzufinden. Nicht einmal über die nähere Beschaffenheit der Fahrzeuge wird ihnen Auskunft erteilt. Es heißt nur: „Der Bau der Böte bot beim Betrachten nichts bemerkenswertes dar, sie waren zu einfach". Der Gedanke an eine solche Mondreise scheint also an sich so komisch gewesen zu sein, daß er keiner technischen Ausschmückung bedurfte wie die Satire unserer Zeit, die sich mit dem in immer größere Wirklichkeitsnähe rückenden Mondflug beschäftigt.

Aber nicht nur das Raumluftschiff war für den Karnevalshelden erfunden, er konnte auch schon vom Mond zur Erde sehen, wenn er

dazu auch nicht unserer Fernseheinrichtung bedurfte, sondern nur eines riesigen Teleskops, durch das er, erleuchtet vom fortschrittlichen Geiste des Mondes, seine liebe Erde in einem eigenartigen Lichte sieht.

Politische Satire.

Sein Leibkoch berichtet z. B. einmal, daß er sein Teleskop auf Wien richtete, die „große Stadt, die so viel Cäsperles und Hanswürste hat. Wer ist aber in dem großen Haus der Mann, der sich beständig aber vergebens bemüht, das perpetuum immobile zu fixieren?" Eine solche Frage kann allerdings nur auf dem Monde laut werden, wo geradezu ein Musterzustand unter seinen Bewohnern, den Menoen, herrscht. Auch darüber weiß der Koch zu berichten: „Festungen fint man nich, sind auch nich nötig, denn sie haben keinen Krieg. Häuser fint man nich, denn die Leute schlaffen unter freiem Himmel, denn es regnet niemals, sind keine Wolken hier und wird auch kein Wind verspürt als den, den Her Professor mitgebracht. Und was der Her Professor erzählt, von Hörner, die die Leut tragen, is auch nich wahr. Mann und Frau sind in einer Berson, so daß die Frau immer is unter den Augen des Manns — woher nun Hörner, fragezeichen. Essen und Trinken is gut, aber kein Fleisch, immer nur Obssaf und Wein. Der Wein is aber immer Moss und süß, denn im Mond is keine Gehrung, weder under den Menschen noch under den Sachen. Die Leut hier haben nur einen Gott und keine Kirche, als blos, wie die Mondleut sagen, die große Domkirche, die Gott der Herr selbs gewölb."

Hier ist im naivsten „Hochdeutsch mit Knubbele" (wie man in Köln sagt) allerlei erzählt worden was man auf der Erde nicht gern hört, und was ihr doch zu hören notwendig war, z. B. daß eine Welt ohne Krieg denkbar sei, daß die Wissenschaft auch bescheidener auftreten könne und — beinahe unglaublich für eine Zeitung aus dem Kreise der Kölner Bürger — daß ein Gott auch ohne Kirche denkbar sei. Solche Dinge waren in den Nummern des vergangenen Jahres nicht zu finden. Darum beeilt man sich auch, über die dritte Nummer, die die eben angeführten Stellen enthält, einen Vers von Martial zu setzen: „Fern bleibe von unserm harmlosen Scherze bösartige Deutung". Und unter dieser Losung schreibt man lustig weiter. Man betrachtet die Städte dieser Erde. Frankfurt z. B., „den großen Schacherplatz Europas", der von Juden wimmelt und in dem doch der große Goethe geboren. Auf Erden hat alles eine gute und eine schlechte Seite. Im Monde aber ist alles vollkommen, vor allem die Menschen.

Ständesatire.

Jeder kommt gleich vollendet auf die Welt, „der neugeborene Kaufmann macht alsbald Geschäfte, bietet aber nicht schon in seinem ersten Circular Ehrlichkeit und Gewissen feil, der Philosoph sondert sich von

den übrigen ab und spekuliert, aber nicht auf Staatspapiere, die man, Gottlob, im Monde nicht kennt, der Mathematiker gibt sich gleich ans messen, ohne dabei den guten Namen seines Nächsten zu verkürzen, der Architekt baut, aber nicht auf Sand ...“ kurzum, auf dem Mond herrschen Zustände, wie sie jeder rechtschaffene Mensch nur wünschen kann. Wenn man unsere Erde mit dem Monde vergleicht, so ist sie doch ein recht dumm-lächerliches Stück Welt.

Literarische Parodie.

In dieser Welt ist selbst die Fastnachtsprinzessin Venetia von dem allgemeinen Zeitgeschmack angekränkelt, und reimt „Klagen-Dityramben bei'm Lever“, weil der Held sie verlassen hat und zum Monde aufgefahren ist. Das klingt dann so:

...
Herz von Unkelstein gebildet,
Tigerherz so arg verwildet,
Daß es wagen kann und tragen
Gegen meinen Reiz beschildet,
Treuer Lieb Adieu zu sagen.
...
Bäume, Blätter,
Sturm und Wetter
Und der Matten
Sonn'ge Schatten
Flüstern
Lüstern
Seinen Namen, seine Schöne.

Hier muß man dem Carnevals-Comité zugestehen: Es hat den Ton der Zeit getroffen. Überhaupt scheint es eine Begabung für die literarische Parodie in sich zu bergen, denn plötzlich steht Hans-Wurst, der alte biedere Bursche da, und hält eine Kapuzinerpredigt, als wäre er selbst unter die Wallensteinschen Soldaten gegangen, um dort das Stehlen zu lernen. Nur hat er alle weisen Lehren umgedreht, und daran erkennt man den närrischen Kerl und die Neigungen der heiligen Stadt Köln denn:

Soll Neidharts Heer eindringen in Köllen
Und der Freud Anhänger drängen bis zur Höllen?
Wollt ihr den Krieg lieber als den Krug?
Lieber wetzen den Sabel als den Schnabel?
Lieber reiben die Stirn, als sich hetzen mit der Dirn?
Lieber fressen den Grimm als den Isegrimm?
Der Kaufmann füllt sich nur die Tasche,
Der Musen Chor trauert in Sack und Asche. ...

Reiner Unsinn.

Das läßt sich Köln natürlich nicht vorwerfen, und so langt man dann bald — weil man ja an Karneval um jeden Preis lachen muß, und auf jeden Fall lachen kann — bei Witzen an, die eigentlich in reinem Unsinn bestehen, ein wenig vom Wein reden, sogar davon, daß er während der Karnevalstage verboten werden soll und die, vom Standpunkt eines klaren Verstandes gesehen, nur noch dumm und schlecht sind. Wer aber Rheinländer ist, oder doch das Rheinland einmal drei Tage vor Aschermittwoch gesehen hat, weiß, daß man in diesen Tagen nichts, aber auch gar nichts genau oder ernst oder gar vom Standpunkt eines klaren Verstandes betrachten darf. Das Rheinland — und Köln an der Spitze — ist in diesen Tagen „geck", und bei einem Geck kommen mindestens drei dumme Witze auf einen guten. Die schlechten Witze gehen aber im allgemeinen Lachen unter, werden eigentlich gar nicht gehört und sind nur da, damit der Lärm des Festes nicht plötzlich schweigt. So muß man auch die dummen Witze der „Offiziellen Carnevalszeitung" betrachten, wenigstens in diesem Jahrgang noch, wo ihnen wirklich gediegene Einfälle zur Seite stehen, wo man spürt, daß die Zeitung lebt.

Kritik des Jahrg. 1827.

Wenn nun die „Carnevals-Zeitung in Köln" von 1827 dieser Art den Leser zu belustigen — oder zu langweilen — widerspricht, so verlangt sie, daß sich die Grundhaltung der Karnevalsfeier ändert. Denn man will im Karneval zwar dem Griesgram zu Leibe, aber keinen Menschen und keine Einrichtung ernsthaft angreifen. Man spottet zwar eigentlich über alles, aber über nichts so, daß man dem Spötter böse sein könnte. Wenn trotzdem in diesen Jahrgängen der Offiziellen Carnevalszeitung der Schimmer einer politischen Stellungnahme durchscheint, so liegt es daran, daß die Zeit trotz Zensur und Zwang von politischen Meinungen bis zum bersten gefüllt war, sodaß in jedem noch so vorsichtigen Satz eines ehrlichen Mannes etwas von seiner innersten Meinung zu spüren ist.

Was die Karnevalszeitung von 1827 an die Stelle des ziemlich harmlosen Karnevalsscherzes zu setzen wünscht, haben wir bereits gesehen, sie möchte im Kölner Karneval alles geißeln, was im Laufe des Jahres an Lächerlichem geschehen ist, sie möchte den Karneval sozusagen zum satirischen Richter der öffentlichen Ereignisse machen. Hätte Köln aber auch nur im entferntesten seine Aufgabe in solcher Kritik gesehen, so wäre das Fest bald vernichtet gewesen, entweder verboten oder bespitzelt und ein Tummelplatz politischer Meinungen geworden, und man hätte sich nicht sicherer das Grab schaufeln können, als wäre man diesem Rate gefolgt. Allerdings ist die Kritik der Karnevalszeitung von 1827 nicht unberechtigt. Es wäre durchaus möglich gewesen,

auch im Rahmen einer „bescheidenen Satire“ (Nr. 1 Jg. 26) besseres zu bringen.

Satirische Leistung des Jg. 27.

In der Karnevalszeitung von 1827, an deren Redaktion Spitz wesentlich beteiligt gewesen scheint (sie nennt sich einmal die „Spitzesche Karnevalszeitung“), ist uns dafür ein Beispiel gegeben. Auch sie wagt sich — trotz ihrer großen Reden —nicht selbst auf das Glatteis des politischen Witzes, aber sie weiß eben doch eine gewisse Menschensorte und gewisse Dinge mit treffendem Witz zu belegen. So hat die Spitzesche Karnevalszeitung vor allem die Juden ins Herz geschlossen, die, eben aus dem Ghetto entschlüpft, sich nun breit machen.

Benjamin Hersch schreibt Briefe an seinen Freund Schmuel, in denen eine ganze jüdische Weltanschauung enthalten ist: „. . . . Is gewesn för Johren ä niegesehener Philosoph, ä klainer mogerer Mann, so moger und federleicht am Körper as äne französische Assignate oder österreichisch Papiergeld — es fällt alle Toge mehr, Schmuel, willst du der lossen rathen, so loß de Hände davon — aber äne Seele hat er der gehabt, äne Seele, mai, se loßt sich nicht verglaichen, weder mit Stotspapieren noch mit Minz, se war ebbes einzig rores“. Benjamin Hersch macht aber auch vor der modernsten Wissenschaft nicht halt. Augenblicklich beschäftigt ihn die Wahlverwandtschaft. Er erklärt sie sich so: „Wenn ä raicher Mann, der viel Metall hat zu än nicht raiches Mädchen kümmet, und ihr schaine tut, auf de Stelle changirt se de Couleur, werd unruhig und fihlt de Wohlverwondtschoft . . .“ Da Benjamin nun einmal wissenschaftlich interessiert ist, geht er auch zur Universität. Als er sich die Rauf- und Saufstudenten, die übrigens nicht besser wegkommen als der Jude, näher ansieht, glaubt man, er suche Händel. — „Gott behite, ich moch käne Händelche mehr, ich bin ä Studio und habe gelößt de Matrikel, aber ihnen zum Vergnügen schochre ich wohl noch änmol, gnädiger Herr.“ Trotzdem soll es aber zum Duell kommen, und dieser Gedanke vertreibt Benjamin schnell von der Stätte der Wissenschaft, denn was ist „erschröcklicher, förchterlich, grausamhaft de Kanonenkugel oder de Vorstellung von ihr? Ä Wohnsinniger werd ohne Förcht auf äne ganse feuernde Batterie laus gaihn, dieweil er kaine Vorstellung hot von der Gefohr. Nü, Freund, as bloß der Gedanke is erschröcklich, wer is dann de Muthige? Wer den erschröcklichen Gedanken bekämpft und staiht wie ich.“ Und dann folgen noch Betrachtungen über den Schnaps, dem mutigsten Kriegshelden. Alles miteinander ergibt ein so ausgezeichnetes Bild des Juden, wie wir es selbst heute in solcher Schärfe und so ausgezeichneter Form selten aufgezeigt finden. Der Jude ist bis ins letzte karikiert, d. h. charakterisiert. Das Geld als ruhender Punkt all seiner Gedanken, aber auch seine Fähigkeiten zu denken, Schlüsse zu ziehen, die bestechen können, wie die Definition der Tapferkeit, weiterhin seine Fähigkeit,

hinter die Dinge zu schauen und rücksichtslos klarzustellen, warum man dem Soldaten im Felde Schnaps gibt, das alles ist aufgezeigt und zwar in jener lässig-verbindlichen Form, die der Jude selbst so gern annimmt. Um die Komik zu steigern — und auch um den Juden als eigentlich fremd hinzustellen — läßt man ihn jiddisch reden, und da gerade die Sprache der Artikelreihe den Anschein gibt, als handele es sich hier nur um eine Satire auf den Juden, bekommt schnell und wie nebenher die Wissenschaft vom Magnetismus, der Saufstudent und das Militär einen Hieb weg.

Theorie des Karnevalswitzes.

Spitz weiß schon, wie man einen guten satirischen Artikel aufbaut, das hat dieses eine Beispiel gezeigt, und seine Zeitschrift weist in jeder Nummer ein ähnliches Glanzstück auf. Er ist sich durchaus über das klar, was eine Karnevalssatire bedeutet. So vergleicht er den Karnevals zug mit einem pantomimischen Drama und stellt fest, daß es ihm „unmöglich ist, die feinern, delikaten Nüancen des menschlichen Gemüts, die weniger sinnlichen Empfindungen und den geistreichen Kontrast der Vorstellung, auf dem die höhere Komik beruht, auszudrücken. Das Grobkomische, das Groteske und Sinnlichlächerliche ist demnach das einzige Feld, die einzige Quelle, welcher der Kölner Karneval den Stoff für seine Darstellungen entnehmen kann".

Es wäre gewiß gut gewesen, hätten sich die beiden in Köln vertretenen Richtungen gefunden, sich aneinander abgeschliffen und vereint aufgebaut, statt sich zu bekämpfen, dann wäre von den späteren Jahrgängen der „Offiziellen Carnevalszeitung" mehr zu erwarten, als unter solchen Umständen zu erhoffen ist. Denn man spürt nun tatsächlich ziemlich stark, wie sich das festordnende Comité, diese Vereinigung von zwar humorvollen, aber doch stilistisch ungeschulten Kaufleuten verausgabt.

Jahrgang 28. Thema.

Das Thema des Jahrgangs 1828 (nach Fahne also des ersten Jahrgangs der Karnevalszeitung) läßt viel erwarten. Es soll sich diesmal während der Fastnachtstage ein Kampf zwischen der alten und der neuen Zeit abspielen. Aber derjenige, der nun glaubt in den Blättern der Karnevalszeitung unter der Maske des Scherzes einen ernsthaften Angriff auf die Restaurationspolitik zu finden, der täuscht sich, es bleibt bei dem harmlosen Spiel am Rande dessen, was erlaubt ist.

Zunächst scheint es sogar so, als wolle man der guten alten Zeit recht geben, in der doch alles so viel gemütlicher war. „Ja, die verdammte Preßfreiheit! Jeder schmiert, preßt, druckt, und hat nicht mehr gelernt, als mein Urpapa beim Apfelbisse. Da lob ich mir die alte Zeit, die weder Bisse kannte noch Druck, nicht einmal Schrift und von Sapphiren keine, als Edelsteine."

Wir spüren sofort, daß wir wieder die alte „Offizielle" vor uns haben mit dem etwas an den Haaren herbeigezogenen Witz, daß er sich aber gegen Saphir[5]), den Modeliebling der Zeit, richtet, spricht für den gesunden Geist des Kölner Bürgers.

Den eigentlichen Inhalt dieses Jahrhangs machen Forderungen und Erlassen der alten und der neuen Narrengruppe aus. Die Alten wollen alles wieder so sehen, wie es vor Jahren war, den Zopf (über den unglaublich viel schlechte Witze gemacht werden), den Sänftenträger, selbst den alten Klüngel. Die Beleuchtung soll wieder abgeschafft werden, auch das Straßenpflaster, weil es doch nur den Pflastertretern dient, schließlich werden „Lehrer gesucht, für alten Kanzleistyl, Heraldik, Alchimie, Astrologie und mehrere verschollene Wissenschaften". Das Denken und die Philosophie werden vollständig abgeschafft und zwar „In Erwägung: Substilitäten, Antiquitäten, Raritäten, Vanitäten, Formalitäten ... aber nicht von tèten, ... so wird hiermit die Philosophie förmlich aus unserem Reiche exilirt, und es steht zu hoffen, daß der ewige Friede dann kommen wird, zwar nicht von Kant, aber von selbst." Wie ist der Stil der Karnevalszeitung gesunken!

Auch die „Neue Zeit" hat nichts besseres dagegen zu setzen. Ihre Neuerungswut geht so weit, daß sie die alten Dome abreißen möchte. Schließlich setzt Hanswurst dem Herrn von Gestern und dem Herrn von Heute die Narrenmütze auf: „Hanswürste wart ihr, seid es, bleibt es beide". Damit ist der Kampf im Sinne eines friedlichen Karnevalsfestes entschieden, aber der Kampf war recht langweilig, wenigstens in den Spalten der Karnevalszeitung und für den den, der sie nach 100 Jahren lesen soll.

Das Feuilleton.

Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß man ein Feuilleton einführt. Wir wundern uns zwar, daß schon im Jahre 1828 eine Karnevalszeitung die französische Mode des Feuilletons aufnimmt, und es ist auch nur die äußere Form, die hier nachgeahmt wird, der „Strich" im letzten Drittel der ersten Seite. Trotzdem dürfte es sich hier um eines der ersten Feuilletons auf deutschem Boden handeln. Das berühmte Feuilleton der Kölnischen Zeitung, das bisher als erstes deutsches Feuilleton bekannt war, erscheint erst volle 10 Jahre später.

Der Inhalt des Feuilletons der Karnevalszeitung hat allerdings wenig mit einem echten Feuilleton gemein. Es werden hier — meist in unerträglichen Versen — Generalversammlungsberichte gegeben. Teile aus Karnevalsreden abgedruckt usw. Das ist noch bei weitem kein

5) Moritz (Moses) Gottlob Saphir, geb. 1795 in Lovas-Berény, gest. 1858 in Wien, der populärste und gesinnungsloseste Satiriker seiner Zeit. Journalist. Seine bekanntesten Blätter sind die „Berliner Schnellpost ..." 1826—29 und „Der Berliner Courier ..." 1827—29, deren Abonnenten in den ersten Kreisen der Gesellschaft zu suchen sind.

Feuilleton, aber wie die Karnevalszeitung in ihrer ganzen Aufmachung bemüht ist, die äußere Form der damaligen Tageszeitung nachzuahmen, auf deren erster Seite nur Erlasse und Beschlüsse stehen, während im Innern eines Blattes Berichte von verschiedensten Ereignissen, Beschreibungen von der Reise berühmter Persönlichkeiten usw. folgen, so ahmt sie auch das berühmte Feuilleton der französischen Zeitung nach. Es ist bemerkenswert, daß eine satirische Zeitschrift des Rheinlandes zuerst auf diese Idee verfällt. Ihr Feuilleton soll zunächst ein Witz sein, ein Hieb auf die neue französische Mode, aber damit ist im Rheinland plötzlich der Name „Feuilleton" vorhanden, und auch der weltberühmte „Strich", — wenn auch im Feuilleton selbst kaum etwas erfreuliches zu finden ist.

Die Anzeige.

Erfreulich ist in diesem Jahrgang eigentlich nur der Anzeigenteil, der merkwürdigerweise besonders gut geraten ist, während er in den anderen Jahrgängen immer mehr oder weniger Füllsel war. In diesem Jahr sucht aber z. B. ein frommer Kölner Bürger einen zweischläfrigen Kirchenstuhl!

Jahrgang 1829. Zwang der Zensur.

Da das erste Karnevalsblatt
Uns zur Genüge bewiesen hat,
Daß, (wie man sich martert und quälet)
Es dennoch an guten Witzen fehlet,
So wollen wir, um diesen großen Mangel zu heben
Die Lieferung der Witze in Entreprise vergeben.
Nr. 9 d. Off. Carn. Ztg. 1829.

„Zensurfreie Witze werden lebhaft gesucht
bei der Expedition."
Nr. 4 d. Off. Car. Ztg. 1829.

Witz im Äußern.

Nach dieser Einleitung sind unsere Erwartungen für den letzten Jahrgang der Offiziellen Carnevalszeitung (1829) nicht mehr hochgestimmt. Und wir müssen wirklich sehr bescheiden sein. Der Witz beginnt damit, daß wir nicht Nummer 1, sondern Nummer 11 der Zeitung zuerst in die Hand bekommen. Man versucht, aus den äußerlichsten Dingen Witz zu machen, aber nicht aus überschäumender Tollheit, sondern aus Armut an wirklichen Witzen. Dann müssen Kölns schöne Straßennamen wieder herhalten, aber diesmal steht nicht mehr der Justizpalast auf dem Schleichgäßchen, sondern die Straßen-

namen werden zum Beweis dessen angeführt, daß Köln der Stapelplatz aller Narrheit sei. Zweimal aber werden Fragen angeschnitten und Dinge verordnet, die uns aufhorchen lassen. Es soll in diesem Jahre ein Weltnarrentag in Köln begangen werden.

Politische Satire.

Dem Hanswurst wird seine Stelle als Reichsverweser aber unter diesen Umständen zu beschwerlich. Die Völker wollen „an, jene in das Meer, die Preßzwang, jene Preß- und andere Freiheit, der Eine verlangt die Meere, der Andere die Länder, der Dritte die Schlüssel zu Beiden, der Vierte und Alle die Kassenschlüssel dazu." Kurzum, will Held Karneval nicht ein „Reichs-Minderer statt Mehrer werden", so müßte er „schon eine Konstitution zu geben Willens sein, die eigentlich schon da ist, seit Evas Bisse, nur nicht gesetzlich proklamiert". Den Ton haben wir lange nicht mehr gehört. Und der Held Karneval gibt wirklich eine Konstitution, es werden auch die nötigen Kammern gebildet. Da ist z. B. die dritte oder Krebsenkammer. „Mit ihren Scheeren darf sie alles abschneiden, was vorwärts will. Zugleich sei diese Kammer zur Bewahrerin des Reichs-Archives ernannt, sie befasse sich aber ja nicht mit der zweiten Kammer der Liberalen, welche die einzige ist, die wir in unseren Ehrensold nehmen. Diese darf reden, was sie will, wenn es nicht verständlich ist, und wir gestatten ihr, jeden Unsinn drucken zu lassen, ja, je toller, je besser." Man hat hier geschickt ein Verbot zu umgehen gewußt, und doch wird der Leser gewußt haben, was gemeint war, wenn die Kammer der Liberalen nur Dinge sagen darf, die nicht verständlich sind!

Die übrige Satire.

Es ist merkwürdig, wie diese beiden Bemerkungen aus den so nichtssagenden Heften herausragen, die sonst gerade noch einen Witz über die großen Hüte der Damen bringen, die das runzlige Gesicht verbergen, oder die Feststellung, die Vorstände müßten nächstens öfters die Wohnung wechseln, dann würde die ganze Stadt ordentlich gepflastert. Alles was unter dieser Gattung liegt, ist dumm und ungenießbar. Man spürt, wie unbedingt zensurfreie Witze gesucht werden, und wie überhaupt die ganzen Zensurangelegenheiten nicht reibungslos verlaufen. Viel Ärger scheint entstanden zu sein. Das macht eine unbeschwerte Heiterkeit unmöglich und zwingt eine Zeitschrift, entweder Kampfblatt zu werden, oder still einzugehen. Und da die Kölner Bürger und Kaufleute durchaus nicht die Absicht hatten, es auf einen Kampf mit der Obrigkeit ankommen zu lassen, erscheint die Offizielle Carnevalszeitung im nächsten Jahre nicht mehr.

Das „Verbot".

Fahne berichtet, die Karnevalszeitung sei verboten worden. Unter den Akten des Staats-Archivs zu Düsseldorf fand sich jedoch ein Schriftstück, das die Sache in einem etwas anderen Lichte erscheinen läßt:

„Der Königlichen Regierung wird auf den Bericht vom 5. d. bemerkt, daß es nicht in der Absicht des Oberpräsidenten ist, die dortige Karnevals-Zeitung, zur Strafe für frühere Vergehungen zu unterdrücken — denn diese Zeitung existiert gar nicht, und es müßte, wenn sie im nächsten Jahr wieder erscheinen soll, zuvor die Genehmigung nachgesucht werden; — wohl aber wird bezweckt, solche Mißbräuche, wie sie in dem vorigen und vorletzten Jahre stattgefunden haben, und dem daraus entstandenen Ärgernis vorzubeugen.

Daß auch die aufmerksamste Censur nicht alle Angriffe der Satyre und der Calumnie verhindern kann, gibt die Königliche Regierung selbst zu, der Stachel aber, welcher dadurch in die Brust der Bezeichneten geworfen wird, ist eben darum um so schmerzlicher, weil er, seiner Verborgenheit wegen, zu den boshaftesten Deutungen und Commentationen Veranlassung gibt.

Die Königliche Regierung wolle demnach dem dortigen Carnevals-Comité erwähnen, daß von Seiten des Oberpräsidenten die Authomisation zur Herausgabe einer Carnevals-Zeitung nicht entzogen werde, indem der Vorschlag, dieselbe erst wenn gegen eine der Redaktion zuzustellende Warnung dennoch persönliche Beleidigungen aufgenommen worden wären, zu unterdrücken, den Zweck, solche Beleidigungen zu verhüllen nicht erfüllen würde.

Coblenz, am 19ten Dez. 1829.

Kgl. Rheinisches Oberpräsidium.
(Unterschrift)

Die Karnevalszeitung ist also nicht verboten worden, doch scheint man ihr allerlei Schwierigkeiten gemacht zu haben, persönliche Klagen scheinen dazu gekommen zu sein, die die Lage unangenehm genug machten, sodaß man vorzog, im nächsten Jahr nicht erneut die Genehmigung einzuholen. Weitere Aktenstücke, die einen genaueren Aufschluß hätten geben können, sind leider nicht mehr vorhanden, wir müssen uns mit diesen Feststellungen und Vermutungen zufrieden geben.

Gründe für das „Verbot".

Gründe für das Verbot können einzig und allein im Inhalt zu suchen sein, der uns und verschiedenen Zeitgenossen der Karnevalszeitung doch so bescheiden und spärlich anmutete. Denn außer diesem Inhalt, diesen vorsichtigen politischen Bemerkungen und den persönlichen

Angriffen z. B. auf einen bestimmten Stadtvorsteher, der eben umgezogen war, und den wir heute natürlich nicht mehr kennen (wie wir denn nach hundert Jahren überhaupt nicht mehr in der Lage sind, eine Anspielung auf eine bestimmte, dem damaligen Köln bekannte Person oder öffentliche Angelegenheit, herauszufinden). Außer diesen rein inhaltlichen Dingen kann selbst der genaueste Zensor an der Karnevals-Zeitung nichts auszusetzen haben.

Der Stil.

Der Stil ihrer Satire ist durchweg so wenig reizvoll und so wenig geschickt, daß nichts, aber auch wirklich garnichts Verbotenes zwischen den Zeilen zu finden ist. Köln begnügt sich mit der Erzählung komischer Erlebnisse, die z. B. dem Helden auf seinen Reisen begegnen. Sucht es den Witz in der äußeren Form, so verfällt es darauf, seine Karnevalszeitung von hinten nach vorn zu numerieren, die Nachahmung der Kapuzinerpredigt oder des nur noch Saphirschen Wortwitzes zu geben wie bei dem Dekret über die Abschaffung der Philosophie. Versteigt man sich über solche Nachahmungen hinaus zu eigenen Versen, so sind sie durchweg langweilig und gereichen dem Inhalt mehr zum Nach- als zum Vorteil. Die so ausgiebig gepflegte komische Anzeige kann ihren Wert nur vom Inhalt her empfangen, denn ihr Stil ist eben der einer reinen An-zeige. Der Stil der Karnevalszeitung ist gewiß von keiner Behörde als hinterhältig beanstandet worden.

Bilder.

Bleibt zu untersuchen, ob in den Bildern noch ein Grund zum obrigkeitlichen Unwillen hätte liegen können.

Keines von ihnen reicht sowohl in der Anlage als in der Durchführung über eine saubere Handwerksarbeit hinaus. Immer ist es die Technik des lithographierten Holzschnitts, die man anwendet, um den Hanswurst des Jahres an den Kopf der Zeitung zu stellen. Er wechselt seine Größe — und das gibt Anlaß zu mancher Bemerkung — er wechselt auch mit den Jahren seine Gestalt, bleibt aber immer ein recht harmloser Bursche, eigentlich nur ein Schmuck der Titelseite.

Der Jahrgang 1828 gestaltet diese Titelbilder etwas dramatischer als 25/26. Nummer 1 bringt noch den alten Hanswurst des Jahres 26 (übrigens wieder eine Verbindung zwischen den beiden Jahrgängen), diesen Tonnenmenschen mit den Schellen um den Rock. Nur kann er nicht mehr aufrecht stehen, man hat die Druckplatte einfach auf die Seite gelegt und so ist denn der alte Hanswurst umgefallen. Nummer 2 bringt dann eine ganz unerwartete Titelzeichnung. Die alte und die neue Zeit stehen sich (dem Thema des Jahres gemäß) streitend gegenüber, die alte Zeit in der Gestalt eines behäbigen alten Beamten mit rundem Bauch, langem Rock, noch längerem Zopf, mit Dreispitz und

Stock in der Hand und der Brille auf der Nase, während der modische Herr von heute Zylinder und Reitpeitsche beiseite gelegt hat, mit beiden Händen und jedem Teil seines Äußeren redet, mit den gestreubten Haaren sowohl als mit den gestreubten Frackschößen. Ein so bewegter Herr ist selbstverständlich spindeldürr und hat eine Taille, die mindestens um die Hälfte dünner ist als sein Kopf. Zwei prächtige Gestalten sind hier nebeneinandergestellt, und es ist anzunehmen, daß sie aus einer anderen, besseren Hand stammen, als die ersten, etwas steifen Hanswürste. Da aber die Beiträge für die Karnealszeitung streng anonym blieben und nicht in einem Wort der Schöpfer dieser beiden Herren angedeutet wird, ist nicht festzustellen, wer diese hübsche Szene zeichnete. Wir kennen nur einen Maler im Comité, dessen Namen Weber war, und über dessen Persönlichkeit und sonstige Werke tiefstes Dunkel liegt. Der Schöpfer der beiden Streitenden kam jedenfalls noch auf den hübschen Gedanken, den Ausgang des Streites im Bilde darzustellen: Hanswurst, ein neuer, lachender Hanswurst im zeitlosen Narrengewande stellt sich auf einen Schemel, und setzt den beiden Streithähnen je eine Mütze auf, die er auch selbst trägt, und auf der klar und deutlich die Narrenzahl 11 geschrieben steht. Es ist dies das erste und einzige Mal, daß die Titelzeichnung in einem Zusammenhang mit dem Thema des Jahres steht, denn das Bild des Jahres 1829 steht in keinerlei Zusammenhang mit dem Weltnarrentag. Es zeigt (merkwürdigerweise im letzten Jahrgang) eine Art Programm der Karnevalszeitung an. „Wie klug sich Thorheit auch versteckt, der Narr sei dennoch bald entdeckt" steht über der Bühne, an deren Seiten die Worte: Politik, Mode, Furcht, Wahn, Convenienz und Subordination stehen. Hanswurst zieht einen Vorhang vor dieser Bühne weg, und es zeigt sich ein aktenfressender Esel, ein Feldherr, der eine entfernte Ähnlichkeit mit Napoleon besitzt, ein Jude mit dem Geldsack, ein gehörnter Ehemann, ein Mathematiker, zwei verdrießliche Würfelspieler und im Hintergrund eine ganze Menagerie: Gänse, Affen, Papageien, sogar ein Elefant.

Dieses ist das einzige der Bilder, das vielleicht hätte Anstoß erregen können, und merkwürdigerweise schmückt es jenen letzten Jahrgang, der auch im Innern die Spaltung zwischen nichtssagenden und plötzlich recht bedenklichen Artikeln enthält. Es scheint sich 1829 (also ein Jahr vor der französischen Julirevolution) auch in Köln ein Geist geregt zu haben, an dessen schleuniger Unterdrückung der Obrigkeit gelegen war. Und die Zeitung, das gedruckte Wort, war der Punkt, an dem ihr ein Eingreifen am schnellsten und leichtesten möglich war.

Karnevalsztg. als Teil eines größeren Ganzen.

Allerdings war die Zeitung nur ein kleiner Teil im Fastnachts-„drama", wie man es zu nennen liebte. Hundert Dinge spielen eine

ebenso wichtige und auch weit wichtigere Rolle. Da ist z. B. das Fastnachtsspiel, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, und das auch in Zeiten der Not die Kölner zusammenrief. So ist uns ein Spiel aus dem Jahre 1814 erhalten, das zum Besten der Kölner Freiwilligen aufgeführt wurde. Sein Thema ist von so aktuell-politischer Bedeutung, wie in den Jahren der Karnevalszeitung keines mehr gewählt wurde. Es ist:

Wie holt ihn der Teufel?
Fastnachtsspiel.

In der Hölle wird beraten, wie man Napoleon würdig empfangen und behandeln soll. Der Satan schlägt vor, ihn mit einem Mahl von Leichenteilen zu füttern. Darüber sind die Hexen entrüstet, weil sie glauben, diese Seele, die ihnen in Wollust am besten gedient habe, gehöre ihnen. Satan kennt aber noch größere Sünden Napoleons: Er ist der, der den Franzosen das Sündigen erst in vollem Umfange beigebracht hat, sodaß von 10000 französischen Seelen höchstens ¼ Dutzend der Hölle verloren gehen können:

„Er weiß in Bordellen, Kriegsschulden, Kasernen
die Menschen sehr schnell unser Handwerk zu lernen.
Wenn kaum noch die Mutter zur Welt sie gebar,
Sind sie schon in Frankreich aus Himmelsgefahr.
Sie werden gar herrlich zu lügen dressiert
und lernen das Stehlen wie sich's gebührt.
Er selber geht ihnen im Morden voran.
auch ist er im Rauben der beste Mann. ..."

Napoleons Seele fällt also einem höheren Höllenwesen zu als den Hexen, denn Luzifer persönlich hat ihm das alles beigebracht, um die Menschen zu quälen. Vor allem hat er auch das napoleonische Steuersystem ausgedacht. Damit sind die Hexen aber noch nicht ganz einverstanden. Sie schreiben sich selbst einen großen Verdienst an den höllischen Leistungen Napoleons zu, vor allem haben sie ihm geholfen, die allgemeine Sittlichkeit zu untergraben. Eine junge Hexe meint dazu im besten Kölnisch:

„Die Mädcher no gor, die dähte mer lehre:
Ehr kritt keine Mann mieh in Odnung un Ehre
Dröm Ehr oder Unehr, sit nit esu gäck,
Un mat dat am Eng en e Couvent mer üch scheck."

Beelzebub weiß sich nun nicht mehr anders zu helfen, er treibt die zudringlichen Hexen mit Gewalt weg, weil doch eindeutig klar ist, daß diese Seele dem Fürsten der Hölle persönlich zusteht, und er weiß auch die gerechte Strafe: Er wird alle Schlachtfelder, alle Toten, alle

Gequälten, alle durch ihn unglücklich gewordenen Menschen ewig an ihm vorbeiziehen lassen. Napoleon soll eine Ewigkeit lang tatenlos zusehen müssen. — Eine schwerere Strafe ist nicht denkbar.

Der Verfasser dieses kleinen Werkes ist nicht bekannt. Es muß unheimlich gewirkt haben. Noch heute peitscht es den Lesenden zu Haß und Verachtung auf. Daß Napoleon vom Teufel geholt wird, und daß jeder weiß, wie sehr er dessen wert ist, wird einfach vorausgesetzt. Es fragt sich eben nur noch, w i e kann der Teufel ihn seiner Taten würdig behandeln. Diese Taten sind dann Schlag auf Schlag aufgezählt und gehäuft nebeneinandergestellt. Er ist nicht nur persönlicher Sünder, sondern das Übel schlechthin, das seine Zeit vergiftet, ganz Frankreich schon angesteckt hat und in der eigenen heiligen Stadt Köln schon stark bemerkbar ist, denn die jüngste Hexe ist ein Kölner Kind. Man lacht nicht bei diesem Spiel. Es hat allenfalls etwas von der grausigen Lustigkeit des Totentanzes. Es ist kein Ton in dem Stück, der irgendein Mitleidsgefühl aufkommen ließe. Das Leben Napoleons ist in diesen 24 kleinen Seiten so eindeutig als nur grauenvoll, nur schlecht hingestellt, daß dem Zuhörer die grauenvollste Strafe nicht grauenvoll genug erscheinen mag und in ihm ein Wille wach werden will, möglichst seinen Teil beizutragen, Napoleon schnell dieser Strafe entgegenzuführen. Damit dürfte dann der Zweck der Sache erreicht sein, denn das Stück ist ja — laut Überschrift — ein „Fastnachtsspiel im Jahre 1814. Zum besten der Kölner Freiwilligen".

Eine solche aktiv in das politische Leben eingreifende Leistung kann ein Kölner Karnevalsspiel sein, wenn auch nach 1814 etwas ähnliches nicht mehr zu verzeichnen ist, und uns auch nur verhältnismäßig weniger solcher Spiele erhalten sind. Sie gehören aber zur Fastnachtsfeier, gehören dazu wie der Zug mit seinen komischen Darstellungen, wie die Maskenbälle, die Versammlungen mit ihren Reden, die Wortgeplänkel und die Mengen guten Weins.

Karnevalsztg. = schriftlich überlieferter Karnevalswitz.

Bälle, Karnevalszüge und Wortgeplänkel sind unwiederbringlich lich vergangen. Allenfalls eine notdürftige Beschreibung des Zugs ist uns geblieben, mit der wir eigentlich gar nichts anfangen können, und wären nicht die Karnevalszeitungen, so wäre es nahezu unmöglich, mehr über die Fastnachtsfeier jener Jahre zu erfahren, als das Thema, und das, was aktenmäßig aufgezeichnet ist. Die Zeitung aber gibt uns ein Bild des Festes, wenn es uns auch dürftig schien. Sie sagt uns, wie die Menschen damals scherzten, was sie zu sagen wagten, und wo sie schwiegen, sei es aus Rücksicht auf die Zensur oder aus Rücksicht auf das Wesen des Festes. Es lebt ein Stück Köln in diesen Blättern, seine stete Bereitschaft, selbst über Dummheiten zu lachen, seine Schlagfertigkeit, die nichts neues erfährt, oder sie hat etwas zu sagen, was

dem Neuen seine ernsthafte Wichtigkeit nimmt. (Wenn man mit Dampf über Wasser und Erde fährt, warum nicht auch zum Mond?) Auch die Beweglichkeit Kölns (und des Rheinlandes überhaupt) ist hier gespiegelt. Erstaunlicherweise sehen wir hier ein erstes Feuilleton auf deutschem Boden. Man spürt: Frankreich ist nahe, man kann sich gegenseitig in die Töpfe sehen. Und wie es einer französischen Zeitung selbstverständlich geschehen wäre, so geschieht es auch dem Kölner Karnevalsblatt: Es bleibt nicht unkritisiert, denn der Kölner Bürger ist anspruchsvoll genug, sich nicht auf die Dauer mit Dingen abspeisen zu lassen, die ihm fade erscheinen. Glaubt er, es sei etwas falsch, so tut er seine Meinung kund, selbst wenn dadurch der so geliebte Karnevalsfriede gestört werden könnte. Das zeigt uns das Oppositionsblatt des Jahres 1827 deutlich genug.

Es ist der schriftlich überlieferte Karnevalswitz, der uns diese Aufschlüsse über den Kölner Bürger gibt, und selbstverständlich zeigt er uns den Kölner so, wie er sich in der freudigen Stimmung der Fastnachtstage und unter der Aufsicht eines preußischen Oberzensurgerichtes gibt, denn die Zeitschriften tragen ja die Jahreszahlen 1825–1829. Aber wir finden doch auch in dieser recht harmlosen und friedlichen Karnevalszeitschrift Züge, die wir als bezeichnend für Köln und das Rheinland betrachten können, die wir zu anderen Zeiten wiederfinden werden, wenn sie sich dann auch viel lauter und kriegerischer bemerkbar machen. Es ist jedoch bezeichnend, daß selbst in bewegtesten Zeiten der Geist des Karnevals der der Versöhnung und der Überbrückung der Gegensätze bleibt.

„Fortsetzung" der Karnevalsztg.

Als nämlich die eigene Zeitung des festordnenden Comités nicht mehr erschien, ging man dazu über, Bekanntmachungen, Einladungen und Verordnungen in den Tageszeitungen zu veröffentlichen, und zwar in allen Kölner Zeitungen, ohne Rücksicht auf ihre politische Richtung. So finden wir dann 1849 in der Neuen Rheinischen Zeitung eine Anzeige, die sich richtet „An die Urwähler", und diesen sagt: „Die sogenannten Demokraten versprechen Euch viel — Ne Geck noch mieh — die anderen Parteien versprechen Euch weniger — halde gar nix — der Grund dieser Übelstände ist das Streben nach Besitz — Wohrd sin kein Stüwer. — Als echte Narren sind wir Kommunisten, weil — Kommunisten Narren sind. — Unmögliches Versprechen geht nicht gut, trotzdem daß Narren sich unmöglich versprechen. Wer an die Wahlurne tritt, überlege 11 mal 11, wer dann noch nicht mit sich einig ist, der fange noch mal von vorne an. — Es liegt eine tiefe Weisheit in jedem Unsinn, man muß ihn nur zu finden wissen.

Es wird so viel an der Einheit gefeilt,
So Manches durcheinander gebräut,

Zum 100sten Mole widdergekäut,
Un hilf dat nit, gar eingebläut.
Su wed de Kar dann vorangedeut,
Bis se met Godd räch em Dreck dann steit.
Om Domhof weed esu viell geweuhlt
In der Schmirstraß dagäge esu schrecklich geheult
Bei der Käz besinn sin de all nit gescheut
Les extrèmes se touchent,
Le foux se mouchent
Et les autres se couchent.
Hanswurst."

Ja, wir kennen unsern alten Hanswurst wieder, wenn auch die Ereignisse der letzten 20 Jahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind, wenn er auch aus den Revolutionen des In- und Auslandes gelernt hat, eine freiere Sprache zu reden. Was er aber nicht verlernt hat, ist, gleichzeitig alle Parteien und keine Partei anzugreifen, und bei einer Frechheit jenes harmlos-liebenswürdige Lächeln zu bewahren, das dann selbst die Neue Rheinische Zeitung bewegt, dieses, ihren Ideen nicht gerade förderliche Inserat aufzunehmen.

III. Das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung.

Gegensatz zur Karnevalsztg.

Das Wesen und die Art der Neuen Rheinischen Zeitung scheint dem der Offiziellen Karnevalszeitung geradewegs entgegengesetzt zu sein. War der Zweck der Karnevalszeitung: Kampf dem Griesgram und freundliche Erheiterung aller Narren, so sieht die Neue Rheinische Zeitung ihren Zweck im Kampf gegen alles Bestehende und in der Anfeuerung der Menschheit zu diesem Kampf. Es scheint also unmöglich zu sein, diese beiden publizistischen Typen überhaupt in irgendeine Beziehung zueinander zu bringen. Trotzdem bedingen sie einander, wie die Generation der Rheinländer des Jahres 48 von der des Jahres 28 bedingt, erzogen, beeinflußt ist. Bevor der Deutsche, dieser bedächtig und schwer zu bewegende Mensch sich zu e i n e r Revolution hinreißen ließ, mußte der Nachbar links des Rheines drei Umwälzungen erlebt haben, die die Wellen der Erregung und Hoffnung in das Rheinland sandten.

Vorläufer der N. Rh. Z.

Aus solchen Hoffnungen heraus war schon einmal eine Zeitung entstanden, die — Ironie des Schicksals — auf Anregung der Regierung gegründet wurde, gegen die klerikale Richtung am Rhein, die damals

von der Kölnischen Zeitung vertreten wurde, zu kämpfen. Doppelte Ironie des Schicksals: Das Geld zu dieser Zeitung gaben die Rheinischen Handelsherren, die einer liberalen Gesinnung, die ihrem Handel nur zum Vorteil sein konnte, den Weg ebnen wollten, und dieses Geld und diesen Auftrag legten sie schließlich in die Hände des rheinischen Juden Dr. phil. Karl Marx. Marx, bei der Übernahme der Rheinischen Zeitung im Jahre 1841 23jährig, mit sich selbst noch nicht fertig, führte diesen Auftrag gut und geschickt aus. Gegen die Zensur verschanzte er sich durch den exklusiven Stil der Jung-Hegelschen Schule. Seine Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits waren Rabbiner, sein Vater ist bereits getauft und Justizrat in Trier, das Erbteil dieser Eltern ist eine niedermachende Logik und ein bohrender Scharfsinn. Mit dieser Veranlagung brachte er eine Zeitung heraus, die von Kennern der Augsburger Allgemeinen Zeitung vorgezogen wurde. Aber die Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. 1842, als der Staat erkannte, daß diese Zeitung durchaus nicht mehr das war, was sie nach seinem Willen sein sollte, und als er sah, daß gegen diesen Stil eine Zensur machtlos war, erließ er kurzerhand ihr Verbot. Das Rheinland war über dieses Verbot fast so entsetzt, wie 26 Jahre vorher über das Verbot des Rheinischen Merkur. Die mächtigen Herren der Rheinischen Handelshäuser baten beim König für diese Zeitung, deren Redakteur Karl Marx war. Die Rheinische Zeitung blieb aber verboten.

Stahlstich des Staatsarchivs.

Mart spürte die allgemeine Wut über das Verbot, die sich allenthalben äußerte. Das Preußische Staatsarchiv in Düsseldorf bewahrt z. B. einen Stahlstich auf, der augenscheinlich damals verboten wurde. Aufschlußgebende Akten sind nicht vorhanden. Prometheus[6]) ist mit Ketten an eine Druckerpresse geschmiedet, der ein durchstrichenes, also verbotenes Exemplar der Rheinischen Zeitung angeheftet ist. Unter dieser stillstehenden Presse jammern Rheinnixen, die die Kronen der Städte Köln, Düsseldorf, Aachen, Krefeld, Trier und Koblenz tragen, nur die Stadt Elberfeld, die fromme Heuchlerin, liegt tot, von der Presse der Rheinischen Zeitung erdrückt, am Boden. Links oben in den Wolken thront ein Eichhorn[7]). An seinem Throne sind die Ketten der Druckerpresse befestigt und in seiner Hand ist der Faden, der den Adler — den preußischen Adler mit der Krone — hält, der Prometheus, dem Helfer der Menschheit, die Leber zerhackt! Dieses Blatt ist außerordentlich gut komponiert mit der starken Betonung der wesentlichen Dinge (Presse) rechts unten, während sich im Mittelgrund und oben links dem beschauenden Auge immer wieder feine Einzelheiten einer geschickten Satire darbieten. So ist z. B. im Mittelgrund die

6) In der Gestalt Karl Marx.
7) Der preußische Kultusminister Eichhorn.

traurige Bauruine des Kölner Doms zu sehen, deren Kran melancholisch in einen düsteren Himmel starrt. Daraus soll der Dom der deutschen Einheit werden, wenn der deutsche Prometheus langsam zu Tode gequält wird! Und man wird unwillkürlich an Hoffmann von Fallerslebens Gedicht in der Rheinischen Zeitung erinnert, das zum Dombaufest geschrieben ist, und in dem es skeptisch genug heißt: „Wer wollte nicht im Kölnerdomesbaue schauen — ein Einheitssymptom? Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis bauen — wir einen Einheitsdom." Die Qualität dieses Blattes legt die Vermutung nahe, daß es aus dem Kreise der Düsseldorfer Maler stammt, mit dem wir uns noch näher befassen werden, da einige Jahre später, aus ihm nicht nur ein gelegentliches satirisches Blatt, sondern eine erste regelmäßig erscheinende illustrierte satirische Zeitschrift im Rheinland hervorgeht.

Die Anteilnahme weitester Kreise am Schicksal seiner Zeitung wird das Selbstbewußtsein von Marx keineswegs verringert haben, und seine Wandlung zum Radikalismus, die sich in diesen Jahren langsam vollzieht, ist nicht zuletzt auf sein Erlebnis mit der Rheinischen Zeitung zurückzuführen.

Angaben über die N. Rh. Z.

Kein Wunder also, wenn er 1848, als endlich die Zensur gefallen war, mit seinen neuen Ideen in einer neuen Zeitung hervortritt. Sie soll bewußt eine Fortsetzung jener unterdrückten Rheinischen Zeitung sein, und er nennt sie die „Neue Rehinische Zeitung". Sie ist aber nicht mehr wie 1842 Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe, sondern „Organ der Demokratie". Ihre erste Nummer erscheint am 1. Juli 1848. Sie ist Tageszeitung mit wöchentlich 6 Nummern. Als Redakteure werden in der ersten Nummer genannt: Karl Marx, Redakteur en chef; Friedrich Engels, Bürgers, Dronke, Georg Weerth, Friedrich Wolff, Wilhelm Wolff. Als Garant wird Korff genannt, dazu finden wir aber in einem behördlichen Verzeichnis der zu Köln erscheinenden Zeitungen vom 9. Juli 1849 folgendes: Unter der Rubrik „Herausgeber" steht „W. Korff, Literat zu Köln", der Name ist dann durchgestrichen und in fremder Schrift ist hinzugesetzt: „als Strohmann, in Wirklichkeit Dr. Carl Marx". Man wußte also sehr wohl, wer die Seele des Ganzen war.

Wandel des Feuilletons zwischen 42 und 48.

Marx hatte an der Rheinischen Zeitung gelernt, wie man ein Blatt lebendig gestaltet, und hatte dabei die Erfahrung gemacht, daß Deutschland für ein gutes Feuilleton ebenso empfänglich war, wie Frankreich. Und da man mit politischer und gesellschaftlicher Kritik 1842 noch recht vorsichtig sein mußte, nahm Marx selbst für seine schärfsten Angriffe die Zuflucht zum Feuilleton. Sein berühmter

Artikel über „Holzdiebstähle“ erscheint im Feuilleton der Rheinischen Zeitung. Neben ihm arbeiten dort Laube, Herweg, Max Stirner, Robert Prutz und Wolfgang Müller. Die Redaktion liegt in Händen Georg Weerths. Weerth wird wieder Feuilletonredakteur, als die Neue Rheinische Zeitung gegründet wurde, doch ist er jetzt unbedingter Herrscher unter dem Strich, da sich ja 48 keine politische Meinung mehr ins Feuilleton zu flüchten brauchte. Das Feuilleton spielt vielmehr die Begleitmusik zur Politik des Leitartikels, und für diese Begleitmusik gibt nun Georg Weerth den Ton an.

Leben und Persönlichkeit Weerths.

Wer ist Georg Weerth?

Er ist am 1. Februar 1821 in Detmold geboren. Sein Vater war Generalsuperintendent. Weerth besuchte das Detmolder Gymnasium, und es ist anzunehmen, daß der Generalsuperintendent gern gesehen hätte, wenn aus seinem Sohne ein bibelfester Gelehrter geworden wäre. Zu solchen Hoffnungen scheint Georg aber wenig Berechtigung gegeben zu haben, denn schon 1836 wird er als kaufmännischer Lehrling nach Elberfeld geschickt. Weiterhin finden wir ihn 1840—42 in dem Geschäft des Grafen Lippe-Biesterfeld in Köln tätig. Hier knüpfen sich die Beziehungen zur Presse an, er wird Feuilletonredakteur der Rheinischen Zeitung. Nachdem die Zeitung verboten wurde, wird ihn wahrscheinlich der nachdrückliche Wunsch der Eltern wieder dem Kaufmannsstande zugeführt haben. Er arbeitet jetzt bei einem Verwandten, dem Kommerzienrat aus'm Weerth in Bonn. Die kaufmännische Arbeit füllt ihn nicht aus, aber in Bonn findet sich ein Kreis, in dem sich ein junger Mensch mit liberalen Gesinnungen wohlfühlen kann, es ist der Kreis Gottfried Kinkels und Simrocks, um die sich das literarische Leben des Rheinlands in den 40er Jahren abspielt. Gleichzeitig hört Georg Weerth die Vorlesungen Schlegels. Aber all das ist nur Übergang und er selbst hat es nie anders aufgefaßt. Die Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands vom Jahre 1878 veröffentlicht einen Brief Georg Weeths an Alexander Kaufmann, der vom 1. Dezember 1843 aus Detmold datiert ist, in dem er feststellt, daß er in „die edle Heimat in das Land der meerschaumenen Pfeifenköpfe, der geräucherten Schinken, Grabbes und Freiligraths zurückgekehrt“ sei. Er erzählt dann in einem Atem von einem Besuch des Friedhofs, auf dem Grabbe liegt, vom billigen Wein und von der Armut der Senne, dem Heideland um das Lippische Gebiet. „Wir denken gewöhnlich, in Paris und London wäre nur das Elend zu Hause; ich versichere dir, in unserem Lande sieht es ebenso schlimm aus. Den Leuten, welche jetzt Dorfgeschichten schreiben, möchte ich rathen, einmal die Senne zu besuchen; da gibt es viel herrlichen Stoff! leider Gottes!“ — „Übrigens werde ich bald zur Ruhe kommen“, heißt es dann, und Weerth teilt Alexander

Kaufmann mit, wie seine neue Anschrift in Bradfort in England lauten wird. Am Schluß des Briefes sagt Weerth noch: „In der Kölnischen werde ich von Zeit zu Zeit kleine Artikel mitteilen ... Es ist neben der Augsburgerin das weitverbreitetste Blatt." Und in der Kölnischen Zeitung erscheinen dann auch seine Artikel über „Englische Zustände". Diese Mitarbeit an der Kölnischen Zeitung gibt er auch offen zu, als er die Feuilletonredaktion der Neuen Rheinischen Zeitung übernahm, und dort einen heftigen Kampf gegen die Kölnische Zeitung und ihren Feuilletonredakteur Levin Schücking führt:

„Herr Josef ist ein trefflicher Mann,
Bis zur Revolution noch schrieb ich
Unsterbliche Feuilletons für sein Blatt —
Und stets sein Verehrer blieb ich.
Doch wie sich manche Verbindung löst,
So ging auch unsere zu Ende,
Und das Feuilleton kam in Levy.
Des romantischen Schmules Hände."

Das ist bereits ein Stück Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung. Vorher erschien sein Name aber schon in den verschiedensten Blättern, deren Tendenz entschieden radikaler als die der Kölnischen Zeitung war, die ja auch mittlerweile nicht mehr im Fahrwasser des Katholizismus schwamm wie 1842, als die preußische Behörde es für notwendig hielt, gegen ihren katholischen Einfluß den der Rheinischen Zeitung zu setzen. Georg Weerths Name findet man im „Gesellschaftsspiegel", dem „Organ zur Vertretung der besitzlosen Klasse", das 1845 in Elberfeld bei Baedeker erschien. Er veröffentliche hier „Lieder aus Lankeshire" und glaubt, „die Liebe des Arbeiters zur Natur als Quelle aller Poesie würde ihn in den Stand setzen, eine frische Literatur, eine neue, gewaltige Kunst durch die Welt zu führen".

Auch mit den Zensurstellen machte Weerth erneute Bekanntschaft. Vom 7. 1. 1847 liegt unter den Akten des Staatsarchivs zu Düsseldorf ein Schreiben des Duisburger Landrats an den Regierungspräsidenten, Freiherr von Spiegel: „Ew. Hoheit verfehle ich nicht ... zu berichten ... daß die Schrift „Album, Originalpoesie von Georg Weerth", Herausgeber Heinrich Püttmann, Bonn, weder unter diesem Titel noch unter dem Titel „Teutonia" in den Buchhandlungen des hiesigen Kreises bei neuerer genauen Revision vorgefunden". Es handelt sich hier also um das Verbot einer Gedichtsammlung Weerths. Leider ist über diese Gedichte nichts näheres zu erfahren, es wäre wertvoll, festzustellen, ob auch von diesen Gedichten ein Teil in die Neue Rheinische Zeitung übernommen wurde, denn Harald Feddersen[8]) gibt an, daß das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung durchaus nicht immer

8) Harald Feddersen: Das Feuilleton der sozialdemokratischen Tagespresse ... Lpz. Masch.-Diss. 1922.

unveröffentliche Dinge bringt, so seien z. B. Weerths „Humoristische Skizzen aus dem Handelsleben", mit denen Nummer 1 des Feuilletons beginnt, vorher schon in einer sozialistischen Zeitschrift „Volk" erschienen. Kaisers Bücherlexikon[9]) gibt aber keine Auskunft, wo diese Gedichtsammlung zu finden ist, wohl ist hier zu erfahren, daß der Roman „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnsky", der in der Neuen Rheinischen Zeitung anonym erschienen war, 1849 als Buch bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheint, und daß sein Verfasser Georg Weerth ist.

Nachdem auch die Neue Rheinische Zeitung verboten war, und die erwachende Reaktion dem sozialistischen Schriftsteller das Leben in Deutschland unmöglich machte, geht Weerth wieder als Kaufmann nach England. Von seiner Reise nach Spanien wird uns berichtet und von einer Reise nach Südamerika von 1853—1855, die er in seiner Stellung als Kaufmann unternahm. 1856 ist sein Reiseziel wieder Südamerika. Er sollte nicht mehr zurückkehren. In Havanna stirbt er am 24. Juli am gelben Fieber.

Ein Leben steht vor uns, wie das manches Deutschen aus dieser Zeit, ein Leben zwischen Kampf, Hoffnung, Verbot und Verbannung, ein Leben zwischen Redaktionstisch und Kontorpult, ein Leben zwischen Zorn und Spott, zwischen Haß und Liebe, ein Leben, das sich schnell verzehrt und froh ist, wenn es nach 35 Jahren, die ihm keinen Erfolg und nur für kurze Zeit die Bewunderung des Tages gebracht haben, erlischt. Erlischt auch in der Geschichte und in der Erinnerung des Volkes, dem es zu dienen glaubte. Weerths Name ist aus der deutschen Literatur so gut wie ausgelöscht. Nur zwei umfangreiche Literaturgeschichten, die von Salzer und Bartels erwähnen ihn. Salzer sagt, er suche „in kleinen Dorfgeschichten aus der lippischen Senne durch möglichst grelle Darstellungen und Übertreibungen einer schon an sich trostlosen und furchtbaren Wirklichkeit Aufsehen zu erregen", und Bartels erwähnt ihn nur in folgendem Zusammenhang: „Hier (in Norddeutschland) gab es im Anschluß an Herwegh und Freiligrath schon vor 48 bereits eine ausgeprägt sozialistische Literatur, die nicht bloß Anklagegedichte, sondern auch krasse soziale Elendsschilderungen hervorbrachte. Ihre Vertreter, Ernst Drohnke, Hermann Püttmann[10]), Georg Weerth sind nach 48 meist geflüchtet und verschollen." Das ist die einzige Literatur, die über Weerth zu finden ist. Seine Lebensdaten enthält das Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts von Franz Brümmer, der in einem Vorwort sagt, die meisten Angaben, die sein Lexikon enthalte, verdankte er persönlichen Beziehungen zu den Dichtern oder zu ihren Freunden. So können wir seinen Angaben denn Glauben schenken, zumal Nachforschungen sie durch Aktenfunde, durch einen Brief usw. bestätigen und erweitern.

9) C. G. Kaysers Bücherlexikon Bd. XI—XII, Lpz.
10) Wir kennen Püttmann als Herausgeber von Weerths Gedichten.

Georg Weerth war kein eigenschöpferischer Mensch. Die literarhistorische Kritik geht mit ziemlcher Mißachtung über ihn hinweg (er sucht „durch Übertreibungen Aufsehen zu erregen") und die einzige Probe aus seinem Schaffen, die bisher gebracht wurde, sagt uns sofort, wo hier das Vorbild zu suchen ist. „Herr Joseph ist ein trefflicher Mann / Bis zur Revolution noch schrieb ich / Unsterbliche Feuilletons für sein Blatt / Und stets sein Verehrer blieb ich." Das ist genau so viel Heinrich Heine als Georg Weerth. Es ist Heines Vers, Heines Reim, Heines Art, von seinen Sympathien und seinen eigenen unsterblichen Werken zu reden. Nein, der Stil ist nicht neu. Auch an Weerths Zuneigung zu Frankreich und der Stadt Paris, der „Heilandsstadt, die für die weltliche Erlösung der Menschheit schon so viel gelitten"[11]), ist Heine nicht unschuldig. Es ist aber auch der Geist der Zeit, der hier in ihm spürbar ist, und der aus jedem seiner Feuilletons spricht, der Geist dieser Zeit, die aus vielen Einflüssen lebt, die große Wünsche hegt und in sich so grenzenlos unsicher ist, daß keiner mit Bestimmtheit sagen kann: Das ist meine Idee und das will ich. Vielmehr ist in jedem das Gefühl, daß etwas im Werden ist, daß das Alte längst nur noch als lebender Leichnam wandelt und die Geburtsstunde des Neuen noch nicht gekommen ist. Jeder fühlt sich aber verpflichtet, zu diesem Neuen seine persönliche Meinung abzugeben, damit es umso eher werden kann. Die Menschen dieser Zeit sind noch befangen in der Romantik, die sie doch dreist verlachen, sind angekränkelt von der Mode des „Zerrissenseins", die die literarischen Salone beherrscht und geimpft mit dem satirischen Gift des vielgehaßten und vielgeliebten rheinisch-französischen Juden Heinrich Heine. Ein Mensch dieser Zeit war Georg Weerth. Man spürt hier die Einflüsse, die Unsicherheiten, die Ungeklärtheit der Lage doppelt, weil Weerth um eine Neuerung der politischen Formen kämpft, die nicht erreicht werden kann, bevor nicht eine Klarheit im Geistigen, im Wollen, in der Weltauffassung erreicht ist. Aus dieser Not heraus wendet sich Weerth — wie viele junge Menschen — dem Radikalismus zu, der zwar selbst noch nicht feste Formen angenommen hat, denn sein Führer, Karl Marx, ist um diese Zeit selbst noch jung und muß noch manches erleben, bis er das, was ihn jetzt bewegt, als Programm fassen kann. Aber man fühlt sich zu diesem Menschen hingezogen, der keinen Pakt mit Halbheiten schließen will, und auf dessen Fahne vorläufig die Erlösung der Menschheit von allem Zwang und aus aller Not geschrieben steht. „Liberal-sozial" könnte man die Stellung nennen, die er in der ersten Zeit der Neuen Rheinischen Zeitung einnimmt. Der Einfluß dieses Menschen, in dessen nächster Nähe Georg Weerth arbeitete, ist selbstverständlich zu spüren. Er schafft in seinem Auftrag, die Ideen der Neuen Rheinischen Zeitung müssen seine Ideen sein, also auch die Ideen des Feuilletons, auch die Ideen, die von Georg Weerth zu kom-

11) Heine: Die Cholera in Paris. Bericht für die Augsburger Allgemeine Ztg.

men scheinen. Von Marx wird Weerths Liebe zu Frankreich weiter genährt, denn Marx gab 1844 mit Ruge gemeinsam die „Deutsch-französischen Jahrbücher" heraus, die sich die Pflege der guten Beziehungen zwischen beiden Ländern zum Ziel gemacht hatten. Es war eine allgemein sozialistische (und liberalistische!) Wahrheit geworden, daß Frankreich trotz aller Revolutionen im Vorhof der ewigen Seligkeit stehe.

Bewußter Einsatz der Satire.

Von Frankreich nahm man an. Man nahm seine Ideen an, aber auch seine Art der Propaganda., in der ja die Satire keine untergeordnete Rolle spielte. So führte denn auch Weerth in dem ihm anvertrauten Feuilleton die Satire als bewußtes Kampfmittel ein. Er spricht selbst vom „heitern Feuilleton" seiner Zeitung, würdigt die Satirischen Zeitschriften des In- und Auslandes, stellt Politik, Satire und Kölner Narrheit nebeneinander. „War nicht der Regierungspräsident und Kommandant der Bürgerwehr, Herr von Witgenstein, einer der ersten Narren seiner Zeit? War nicht der große Franz Raveaux einer der eifrigsten Karnevalsredner, ja sogar Narrenpräsident? Niemals würde die Paulskirche in der Beredsamkeit ihres Raveaux geschwelgt haben, wenn es nicht in Köln einen Karneval gäbe. Henneschen, Hanswurst, die Paulskirche, das Reichsministerium, die ganze deutsche Bewegung von 48: Alles das läßt sich, ohne den geringsten Verstoß zu begehen, nebeneinander stellen". Und früher war es nicht anders, denn für die Zeit der Freiheitskriege heißt es: „Harlequin, das Bein einer Grisette, die Revolution, Jena, Moskau, alles das steht in genauestem Zusammenhang. Eines entwickelt sich aus dem Anderen." Das ist die Art, in der Weerth über die Bedeutung des Lachens und des Lächerlichmachens in der Politik spricht. Der Artikel scheint selbst ein Karnevalsscherz zu sein, aber wir merken doch daraus: Weerth weiß, was er tut, wenn er sein „heiteres Feuilleton" bewußt pflegt.

Zahlen.

Eine besondere Begabung Weerths für das Satirische spielt selbstverständlich eine bedeutende Rolle in der Wahl des heiteren Feuilletons. Aber daß das nicht einzig ausschlaggebend ist, beweist das Feuilleton der Rheinischen Zeitung, das auch unter Weerths Leitung stand, und einen weitaus ernsteren Ton pflegte. Damals zog Weerth zur Mitarbeit eine ganze Reihe namhafter Künstler und Kämpfer für die Ideen des Liberalismus und Sozialismus heran. Jetzt bestreitet er den größten Teil der Beiträge selbst. Von 133 größeren Feuilletons in den 301 Nummern der Neuen Rheinischen Zeitung entfallen 83 auf Georg Weerth. Von diesen 83 Feuilletons tragen nur 19 seinen Namen, 15 zu Beginn der Erscheinungszeit, 3 nach dem Verbot der Neuen Rhei-

nischen Zeitung im Oktober 48, eines in der Schlußnummer. D. h. also, Georg Weerth zeichnet mit Namen zu den Zeiten, wo er sich entweder erst einmal einführen muß, oder wenn es brenzlich wird, und eine besondere Verantwortung auf ihm liegt. Immerhin ein Zeichen von Anständigkeit und Charakter. Darüber, daß die unsignierten Artikel aus der Feder Georg Weerths stammen, besteht kein Zweifel. Sie sind in Stil und Anschauung durchaus denen gleich, die seinen Namen tragen. Der Schnaphahnsky-Roman, der bedeutendste dieser unsignierten Beiträge, erscheint ein Jahr später als Buch unter Weerths Namen und alle Beiträge, deren Stil von dem Weerths abweichen, tragen die vollen Namen der Verfasser, während Weerth auch in den Artikeln, die er zeichnet, sich im Anfang oft der Signatur G. W. bedient. Er scheint seine Leser langsam daran gewöhnen zu wollen, daß Artikel ohne Unterschrift dem Redakteur des Feuilletons selbst zuzuschreiben sind.

Unter den übrigen Mitarbeitern steht Ferdinand Freiligrath mit 12 Beiträgen an erster Stelle. Davon erscheinen 6 im Oktober und November 1848, also nach dem ersten Verbot der Neuen Rheinischen Zeitung, und je einer im Juni und Dezember 48, im Januar, Februar, März und Mai 49.

Es folgen dann Artikel, die zumeist der auswählenden Arbeit Weerths zu verdanken sind, nämlich Auszüge aus fremden Zeitungen (15), Auszüge aus Büchern und Memoiren (George Sand, Chateaubriand, Chaussidiére) schließlich Briefe (z. B. Heine an Lassalle).

Sonst finden wir unter den Artikeln nur noch 3, deren Urheber Ferdinand Wolff ist, ein Mitglied des Redaktionskomités.

Es läßt sich also sagen, daß das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung ohne Einschränkung aus der Redaktion selbst geliefert, bzw. von der Redaktion aus der vorhandenen Literatur (nicht aus Eingesandtem) ausgewählt wurde, denn auch Freiligrath gehörte seit dem 3. Oktober 48 der Redaktion der Neuen Rheinischen Zeitung an.

Freiligrath.

Damit hatte es folgende Bewandnis:

Freiligrath war im Mai 48, nachdem im März die Preßfreiheit und die Amnestie für politische Verbrecher verkündet war, aus seiner englischen Verbannung nach Düsseldorf zurückgekehrt. Der Aufenthalt in England war durchaus notwendig gewesen, denn der junge Detmolder, der einst eine Pension des Königs bezog, die es ihm möglich gemacht hatte, die Elberfelder Bürostube mit der Welt des freien Dichters zu vertauschen, hatte sich langsam demokratischen Gesinnungen zugewandt, und das Dombaufest von 1843 hatte ihn endgültig zum Bruch mit allen königstreuen Gesinnungen gezwungen, weil er dort die Speichelleckerei der Hofschranzen und die Unwürdigkeit eines solchen Königtums am eigenen Körper verspürt hatte: Er war dem König

vorgestellt worden, und plötzlich galt er etwas in seiner Gesellschaft, die ihn bisher von oben herab betrachtet hatte. Freiligrath verzichtete auf seine Pension. 1844 brachte er es fertig, sein „Glaubensbekenntnis" zu veröffentlichen, ohne es dem Zensor vorgelegt zu haben. Die Gedichte hätten für 10 Bogen knapp gereicht, da aber nur Schriften über 20 Bogen zensurfrei waren, beschloß er mit seinem Verleger, aus diesem „Glaubensbekenntnis" eine Prachtausgabe zu machen, in der nur wenige Verse auf einer Seite standen, damit die wenigen Gedichte 20¼ Bogen füllten. Dieser Streich hätte ihm in Deutschland eine lange Haft gekostet, darum begab er sich schleunigst ins Ausland und 1846 geschah noch ein Weiteres, von England aus erschien eine neue, noch gefährlichere Gedichtsammlung Freiligraths, die er „Ca ira!" nannte. Danach wäre eine Rückkehr nach Deutschland ausgeschlossen gewesen, hätten nicht die Ereignisse des März 1848 ihm die Tore geöffnet. Freiligrath war wieder in Düsseldorf, aber schon am 29. Aug. wird er verhaftet für ein Gedicht, das die Kassen der Düsseldorfer Republikaner füllen sollte. Es war als Flugblatt erschienen und hieß: „Die Todten an die Lebenden". Der Zensor konnte ihm zwar nichts mehr anhaben, aber nach dem Strafgesetz sollte er sich nun der Aufwiegelei schuldig gemacht haben. 5 Wochen dauerte die Untersuchungshaft, am 3. Oktober wurde der Prozeß verhandelt. Es war der erste Prozeß vor dem neuen Geschworenengericht, für das man in den Märztagen gekämpft hatte. Der Gerichtssaal ist überfüllt und die Meinung ist selbstverständlich auf Seiten Freiligraths, der für die deutsche Freiheit schon so manches geduldet hat. Der erste Prozeß des rheinischen Geschworenengerichts endet mit dem Freispruch Freiligraths! Er war der Held des Tages. Man bringt ihm einen Fackelzug und noch am gleichen Abend bittet ihn Marx, in die Redaktion der Neuen Rheinischen Zeitung einzutreten. Freiligrath nimmt diese Aufforderung an, stand er doch dem Kreis der Neuen Rheinischen nicht mehr fern. Sein langer Aufenthalt in England befähigt ihn, den englischen Artikel des Blattes zu übernehmen. Das war im Oktober. Den englischen Artikel hat er nicht lange betreut, bald besteht seine Mitarbeit nur noch in gelegentlichen poetischen Beiträgen.

Dieses unbehelligte Leben in der Heimat findet nur zu schnell ein Ende. Die Neue Rheinische Zeitung wird im Mai 1849 verboten. Ihre Schlußnummer bedeutet für alle Beteiligten entweder schleunige Flucht oder Verhaftung. Freiligrath hatte sein Möglichstes getan, ein Hauptteil der Schuld auf sich zu nehmen. Er personifiziert die Zeitung und läßt sie ausrufen:

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes Schuldig spricht,
Dann stehen wir wieder zusammen.

Mit dem Wort, mit dem Schwert an der Donau, am Rhein
Eine allzeit treue Gesellin
Wird dem Throne-zerschmetternden Volke sein
Die Geächtete, die Rebellin.

Die Folgerung dieser stolzen und frechen Worte weiß Freiligrath sofort zu ziehen, er flüchtet nach Holland. Da er aber keinen Paß hat, muß er nach Deutschland zurück. Als Heizer eines Frachtdampfers kommt er in Köln an, und merkwürdigerweise läßt die Polizei ihn in Frieden. Man hat aber ein anderes Mittel ersonnen, Freiligrath mürbe zu machen. Hätte man den volkstümlichen Mann eingesperrt, wäre die Verehrung, die er ohne hingenoß. nur gestiegen, greift man aber seine Freunde an und jeden, der sich ihm nähert, so wird er mit der Zeit allein dastehen und an sich selbst verzweifeln. Diese Art der Behandlung wurde in Köln so lange durchgeführt, bis er nach Düsseldorf übersiedelt. Seine „Neuen politischen und sozialen Gedichte" waren eben im Selbstverlag erschienen, weil kein Verleger sich mehr traute, mit ihn in Verbindung zu treten. Düsseldorf nimmt ihn zunächst gern auf, am 6. Juli wird er Mitglied des „Malkastens"[12]). Sofort erhält aber der Akademiedirektor Schadow den Befehl, als preußischer Beamter aus der Vereinigung auszutreten. Als diese Befehle für alle, die ein Amt bekleideten, sich häuften, bat Freiligrath nach 14tägiger Mitgliedschaft um den Austritt aus dem Malkasten. Kurz darauf erhält er die Weisung, Preußen zu verlassen, weil er kein preußischer Staatsbürger sei. Er setzt nun seinen Stolz darein, daß ihm seine Zugehörigkeit zu Preußen amtlich bescheinigt wird, und nachdem er das erreicht hatte, verläßt er 1851 den Kreis der Düsseldorfer Freunde und zieht nach England.

Deutsches Schicksal: 17 Jahre Verbannung, 17 Jahre Bitterkeit, 17 Jahre Mißtrauen gegen alle Welt. Mißtrauen und Bitterkeit wurden in Freiligrath während dieser Zeit so groß, daß er selbst der Amnestie, die 1866 erlassen wurde, nicht traute, und wartete, bis das deutsche Volk selbst ihn zurückrief. Eine Nationalgabe wurde ihm verliehen, aber er glaubt keiner Freundschaft mehr, am wenigsten der preußischen, denn in rPeußen gibt es eine Polizei, von der er zu viel Böses erfahren hat. Aus Furcht vor dieser Polizei (wie er selbst zugibt) zieht er nach Württemberg, wo er 1876 als 66jähriger stirbt, ein verbitterter alter Mann, der zwar spät einen seiner glühendsten Wünsche in Erfüllung gehen sah: Die Einigung Deutschlands, allerdings unter ganz anderen Umständen, als er erwartet und erhofft hatte, denn aus den bekämpften ostelbischen Junkern war der Schmied des Reichs hervorgegangen.

12) Der Malkasten ist die am 6. August 1848 gegründete Vereinigung Düsseldorfer Künstler, die in der Geschichte des Düsseldorfer Kunstlebens eine bedeutende Rolle spielt.

Georg Weerth und Ferdinand Freiligraath, das sind die beiden Männer, die das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung bestimmen. Ihre Haltung in den Jahren 48/49 ist die Haltung des Feuilletons, aus ihrer Wesensart lebt es. Und wie Weerth und selbst Freiligrath, der stürmende Idealist, sich dem Geist der Zeitung und des Redakteurs en chef unterordnen, so auch das Feuilleton, das durchaus ein Teil des Ganzen, das sich Neue Rheinische Zeitung nennt, sein will.

2 Arten der Satire.

Von Weerth und Freiligrath gehen aber zwei wesentliche Arten des Feuilletons aus, die wir merkwürdigerweise auch in den politischen Witzblättern von etwa 1900 bis zur Gegenwart wiederfinden: Die Satire mit politischem, aber auch gesellschafts- und sozialpolitischem Inhalt und der Aufruf, der Aufruf zur Tat, zum Angriff. Ein unpolitisches Feuilleton, das der reinen Unterhaltung oder Erheiterung dienen könnte, kennt die Neue Rheinische Zeitung nicht. Sie will es auch nicht kennen, denn jeder, der sich im Jahre 1848 einer reinen Unterhaltung hingibt, scheint ihr unwürdig Mensch, geschweige denn Rheinländer zu sein.

Wie der Inhalt, so ist auch die Form der Satire im Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung durchaus nach den beiden Polen Weerth und Freiligrath zu scheiden.

Der Heine-Stil.

Wo Weerth verantwortlich zeichnet, da spüren wir, daß Heinrich Heine lebt. „Ohne Heine kein Feuilleton" sagt Karl Kraus[13]) und macht ihn für jedes Feuilleton verantwortlich, das bis zum Erscheinen seines Buches geschrieben wurde. Und Feuilleton ist für ihn gleichbedeutend mit schlechtem Feuilleton, denn „ein Feuilleton schreiben heißt, auf einer Glatze Locken drehen". Kraus geht radikal vor, und möchte am liebsten sehen, wenn Heine mitsamt dem von ihm geschaffenen Feuilleton aus der Geschichte der Literatur gestrichen werden könnte. Er ist der etwas hochmütige Ton des Jahres 1910, der in diesem Buche herrscht und der geringschätzig sagen kann: „Die Verquickung des Geistigen mit dem Informatorischen, dieses Element des Journalismus, ist durch und durch heineisch".

Es ist aber nicht damit getan, daß wir diesen feuilletonistischen Stil literarisch in Grund und Boden verdammen. Nehmen wir ihn als geschichtliche Tatsache hin, schauen wir zu, wie mit ihm Politik getrieben wurde, wie weite Kreise durch diesen angenehmen und leicht zu lesenden Stil mit Anschauungen vertraut wurden, die ihnen im Gewande der Buchliteratur oder der ernsten Abhandlung allein nur

13) Karl Kraus: Heine und die Folgen. München 1910.

viel langsamer nahegebracht worden wären. Wir müssen diesen Stil dann anerkennen, wenn nicht als Literatur, so doch als Propagandamittel. Und in der Neuen Rheinischen Zeitung will er Propaganda und nichts als das sein. Er verfolgt das Ziel, den Gegner, gegen den der politische Teil der Zeitung mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln kämpft, nun auch lächerlich und eigentlich unmöglich zu machen. Es steht der Tageszeitung hierzu nur das Wort zur Verfügung, und gerade eben hatte Heinrich Heine gezeigt, wie herrlich selbst die deutsche Sprache für die komischsten Wirkungen zu gebrauchen ist. Alle Welt bewunderte — oder haßte — Heine, er stand im Mittelpunkt einer allgemeinen Beachtung. Von den einen als Scharlatan abgetan, zollte selbst ein Mann wie Nietzsche ihm solche Verehrung, daß er im Ecce Homo sagen konnte, sein Name werde mit dem Heines durch die Jahrtausende gehen. Kein Wunder also, daß sich die Neue Rheinische auf Heines Seite schlägt, wenn ihre politischen Ansichten auch mit seinen nicht völlig übereinstimmen. Und da man ihn selbst nicht als Mitarbeiter gewinnen konnte, bediente man sich doch wenigstens seines Stiles, den Weerth fast mit einer Kunst beherrscht, wie Heine selbst. Nur spürt man das, was man in Heines eigenen Werken seine „Manier" nennen kann, bei dem Nachahmer noch stärker, aber es ist in Weerths Feuilleton nicht die fade Geistlosigkeit, die das Feuilleton der Nachfolger des Nachfolgers ungenießbar machen.

Schauen wir einmal in die Zeitung selbst, und urteilen wir dann.

Angenehm berührt uns sofort, daß Weerth diesen Stil nicht für eigene Erfindung ausgibt. Er betrachtet Heine als seine Bibel. Redet er vom preußischen Militär am Rhein, so sagt er, es seien die Menschen, „von denen geschrieben steht":

„. . .
blasse Kanaillen die ausgesehn
wie Liebe, Glaube und Hoffen
und die seitdem in unserm Wein
sich rothe Nasen gesoffen."

Diesem Vers aus Heines Wintermärchen gleichen Weerths Verse aufs Haar, seine Anschauungen von Preußen am Rhein decken sich mit denen Heines, aber auch daß von ihnen „geschrieben steht" hat er bei Heine gelernt, denn Heine liebt es, eingebürgerte kirchliche Redensarten für die alltäglichsten Dinge zu verwenden. Und wenn Heine sich erlaubt, eine kaufmännische Wendung zur allgemeinen Ernüchterung einem Gedichte einzufügen, so kann Weerth das mit der gleichen Frechheit. Er beschreibt Holland:

Sie essen Käse und rauchen Tabak
und machen in Pfeffer und Mandeln.
Und in Kaffee auch, daß man ihn fort
nach dem treuen Germanien schicke,

denn nur das Kaffeewasser wird dort
bezogen aus eigner Fabrike.

Und schon hat am Ende des Gedichtes, wo man eigentlich einen besänftigenden Schlußvers erwartet, auch Deutschland seinen Hieb weg. Es ist so, als ob Heine die hl. drei Könige aus dem Kölner Dom verwiesen hätte und nun der Mitwelt sagt:

Folgt meinem Rat und steckt sie hinein
in die drei Körbe von Eisen,
die hoch zu Münster hängen am Turm,
der Sankt Lamberti geheißen.

Fehlt etwa einer vom Triumvirat,
so nehmt einen andern Menschen,
ersetzt den König des Morgenlands
durch einen Abendländschen.

Es ist aber noch mehr, was uns hier als typische Form heineischen Witzes begegnet, als diese plötzliche Steigerung der Frechheit am Schluß. Es ist zunächst die Form des Rates, die dem Ganzen eine gesteigerte Komik gibt, dann der gewagte Reim „Menschen" auf „Abendländschen" und die Frechheit, einen König einfach als „Menschen" zu beeichnen. Hier ist es das unerwartete Wort, was seine komische Wirkung tut. Ähnliches finden wir im Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung immer wieder, nur kaum in dieser Gedrängtheit. Es ist ferner längst festgestellt, daß Heine sich und sein Leben gern in den Vordergrund der Betrachtung stellt, daß er sich selbst verspottet und sich einmal mit den Augen seiner Gegner sieht, um durch ein solches Experiment doch letzten Endes wieder den Gegner zu treffen. Es ist nicht schwer, den Beweis anzutreten, daß alle diese Merkmale des Heine-Stils in der Neuen Rheinischen Zeitung immer wieder vertreten sind. Nur ist es nicht der Feuilletonist, der von sich selbst redet, (obgleich er durchaus nicht im Hintergrund bleibt) sondern d i e Neue Rheinische Zeitung und die Gesamtheit ihrer Redakteure, die hinter jedem Artikel und hinter jedem Gedicht zu denken ist. Das Blatt soll eine Macht darstellen, nicht der einzelne Redakteur. In Nr. 44 finden wir ein Gedicht, das all die Stileigentümlichkeiten, von denen die Rede war, in sich vereint, und darum trotz seines Umfangs wiedergegeben werden soll:

Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf
In sehr honetter Begleitung.
Ein Regierungsrath er schimpfte sehr
Auf die Redakteure der Rheinischen Zeitung.

„Die Redakteure dieses Blatts —
So sprach er — sind sämtlich Teufel
Sie fürchten weder den lieben Gott
Noch den Ober-Kurator Zweiffel.

Für alles irdische Mißgeschick
Sehn sie die einzige Heilung
In der rosenröthlichen Republik
Und vollkommener Güterteilung.

Und alle Menschen bekommen ein Stück
Zu ihrer speziellen Erheitrung;
die besten Brocken die Redakteur
Von der Neuen Rheinischen Zeitung.

Auch nach Weibergemeinschaft steht ihr Sinn
Abschaffen wolln sie die Ehe,
Daß alles in Zukunft ad libitum
Miteinander zu Bette gehe.

Ja ändern wird sich die ganze Welt
Durch diese moderne Leitung
Doch die schönsten Weiber bekommen die
Redakteure der Rheinischen Zeitung.

Die Religion wird abgeschafft
Nicht glauben mehr soll man an Rhenus
An den Nußlaub und Rebenbekränzten und nicht
An die Medicäische Venus.

Ja weder an Odin glauben noch Thor
An Allah nicht und an Brahma,
Die Neue Rheinische Zeitung bleibt
Das einzige Dalei Lama."

Da schwieg der Herr Regierungsrath
Und nicht wenig war ich verwundert:
Sie sind ein sehr gescheiter Mann
Für unser verrücktes Jahrhundert.

Ich bin entzückt mein werther Herr
Von ihrer honetten Begleitung —
Ich selber bin ein Redakteur
Von der Neuen Rheinischen Zeitung.

O fahr er fort, mein guter Mann,
Ich will ihm ein Denkmal setzen
In unserm heitern Feuilleton
Sie wissen die Ehre zu schätzen.

Ja wahrlich, nicht jeder Gimpel bekommt
Einen Tritt von unsern Füßen.
Ich habe, lieber Regierungsrath,
Die Ehre Sie herzlich zu grüßen.

Das ist Heines Vers, wie er in „Deutschland — ein Wintermärchen“ und vielen Gedichten verwendet, es ist Heines Selbstironie, wenn das Programm der Neuen Rheinischen Zeitung hier übertrieben und verzerrt als Unsinn herausgestellt wird. Aber wir haben ja schon einmal gesehen, daß die Neue Rheinische Zeitung solchen Spott — selbst wenn er nicht aus ihren eigenen Reihen kommt — lachend aufnimmt: Beim Inserat des Carnevals-Comités. Und es ist Steigerung dieser Ironie ins Persönlichste, wenn es heißt, „die besten Weiber bekommen die Redakteure der Rheinischen Zeitung“. Es ist auch Heines Art, ein Fremdwort zu verwenden, wenn von der „speziellen Erheitrung“ die Rede ist, es ist seine Art, das Nächstliegende zu übergehen, wenn alle möglichen Religionen erwähnt werden, nur die christliche nicht, es ist seine Art, einen bestimmten Begriff (hier den der Neuen Rheinischen Zeitung) gleichsam als Refrain immer wieder zu bringen, es ist auch seine Art, einem Gedicht wenigstens den Anschein des persönlichen Angriffs zu geben, wie es hier geschehen ist.

Trotzdem wir aber nun feststellen mußten, daß eigentlich nichts Originelles an diesem Gedichte ist, hat es einen gewissen Reiz. Den Reiz, den eine höflich augesprochene Frechheit haben kann, den Reiz der Sachlichkeit, der Distanz. Und selbst der Stil, dessen Herkunft so ohne Schwierigkeiten zu durchschauen ist, ist nicht gekünstelt und gezwungen wie sonst wohl der Stil der Epigonen. Weerth hat eine besondere Gabe, sich eines fremden Stils mit aller Harmlosigkeit und Vollkommenheit zu bedienen. Wir glauben ihm nicht im entferntesten, daß er eine Heine verwandte Natur war, ein Mensch der Gegensätze; denn in Heine „erkennt und bewundert der Semit rheinisch-romanische Leichtigkeit und deutschen Tiefsinn, und der Deutsche in ihm semitische Verstandesschärfe und Phantasiefülle“. Was Heine zu seinem Stil der Extreme führt, ist seine Stellung zwischen zwei Welten. Weerth aber war ganz und gar Deutscher. Und Weerth nimmt ja auch nur die eine Seite der Heineschen Dichtung an: Die der Satire und der Ironie. Nirgendwo ist im Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung ein weltschmerzliches oder sentimentales Gedicht zu finden, das aber zum Lebensbilde Heines notwendig gehört. Weerth weiß, welche Seite des Heine-Stils man nachahmen kann, ohne nur Epigone zu sein. Er füllt den Stil der heineischen Satire mit eigenen, neuen und guten Gedanken. Der Stoff, der in dieser Form steckt, ist Eigentum Georg Weerths, selbst wenn er ihn offen als von Heine entlehnt angibt, wie in seinem Feuilleton-Roman vom „Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnsky“. Weerth geht hier von jenem Ritter Schnapphahnsky aus, der im Atta Troll flüchtig auftaucht als Held ohne Geld, in den sich die Bärentochter verliebt. Diesem Ritter dichtet Weerth aber die Abenteuer an, die ihm zur Kennzeichnung eines ostpreußischen, halb-polnischen Junkers notwendig scheinen. Er liebt die Frau eines Freundes, entführt sie, gibt aber die Entführte schnell wieder

zurück, als ihn die Bedienten des Gatten auf der Flucht ergreifen, er wird zu einem Zweikampf gezwungen und steckt sich den Wams voll nasser Tücher, um sein Leben vor einem tödlichen Streich zu schützen. Er läßt sich von einem Studenten eine wissenschaftliche Arbeit machen, und versucht, damit eine Stelle beim diplomatischen Corps zu bekommen, was auch beinahe gelungen wäre. Derart sind die Taten des deutschen Adels! Und diese Heldentaten werden in Heines bestem Prosa-Stil geschildert, mit jenem Anflug von Spielerei und mit jenen willkürlichen Betrachtungen des Dichters über sich selbst und sein Werk, die wir auch bei Heine kennen. Weerth geht hierin so weit, daß er eine Fortsetzung, die erscheint, nachdem der Roman durch eine längere Artikelreihe über das Dombaufest unterbrochen war, mit einer Entschuldigung wegen dieser Artikel beginnt. Das dürfte wohl der Gipfel dieses Roman-Stils sein, den ja schon Heine als Erbe der Romantik übernommen hat. Und solche Auswüchse werden nun möglich durch den in willkürlichen Fortsetzungen erscheinenden Roman als Feuilleton der Tageszeitung. Schnapphahnsky ist in seiner Übertreibung selbst eine Satire auf den Feuilleton-Roman.

Es ist aber nicht nur Heines Stil, den Weerth in Poesie und Prosa annimmt. Mit gleicher Leichtigkeit — allerdings längst nicht so häufig — versteht er es, den Ton der Volksballade zu treffen.

Parodie des altertümlichen Stils.

Herr Kaiser Karl, der fromme Mann,
ließ viele Menschen zu Tode schlahn.
Er schlug sie tot um das Christentum,
das bracht ihm ungeheuern Ruhm.

Hier ist die Form allerdings zur Parodie geworden, der Inhalt spricht der treuherzigen Form Hohn. Das ist ein wesentlicher Unterschied dieser Art der Stilnachahmung zur vorhergehenden. Und wenn Georg Weerth die Sprache des Mittelalters nachahmt, besteht natürlich kein Zweifel, daß es sich um eine Parodie handelt. Er zeigt aber auch hier sein Geschick, in allen Stilarten zu Hause zu sein. Er bringt zunächst aus der Aachener Chronik einen Auszug über „die Güldine Bull" des Jahres 1356, um langsam selbst in den Chronistenstil überzugehen, Betrachtungen über alte und neue Zeit mit großmächtigem Umstand zu veranstalten (die Artikelreihe geht über drei Fortsetzungen, die den ganzen Raum unter dem Strich für sich in Anspruch nehmen). Schließlich kommt Weerth zu der Folgerung: „. . . dieß seynd die teutschen Männen so gen Frankfurt gesant durch der Fürsten Gunst und für des gemeinen Volkes Gelt, zu retten das teutsche Land und widerumb auf die Bein zu helfen dem heiligen römischen Reich, . . . und haben ein Gesätz auffgericht, ist zu sagen, ein Teutsch-Reichs-Grund-Gesätz,

welches da ist die Güldine Bull der neu Zeit. ... So stehen wir nun mit Gottes Hilf in diesem Jahr 1849 bald wiederumb auf demselben Fleck, allwo die teutsche Nation gestanden umb das Jahr 1356."

Und weil diese neue Form des satirischen Feuilletons wahrscheinlich besonders gut gefallen hatte, folgt der Abhandlung über die goldene Bulle eine Betrachtung „Warum und aus welch besonderer Ursachen der fromme König Friedrich Wilhelmus der viert nirgendwo als in der hilligen Stadt Köln zum Kaiser der Teutschen gekrönet werden muß." Und hier begegnet uns plötzlich eine altbekannte Form der Satire in Köln: das Spiel mit den merkwürdigen Kölner Straßen- und Gasthausbezeichnungen. Köln hat z. B. Gasthäuser, die unbedingt richtig für die Beherbergung der Geistlichkeit sind: „Der verreckte Pfaff", die „Weihkessel", der „Kuschelmusch". Für den Krönungszug schlägt man den sinnreichen Weg über „Entenpfuhl — Gereonsdriesch — Klingelpütz — unter fetten Hennen — Himmelreich — Ferculum — Römergass — Gottesgnaden — Hemdmeuche" vor. Der gleichen Form hatte sich die „Officielle Carnevalszeitung" schon bedient, und im Volksmund wird mancher Ulk mit diesen Namen getrieben worden sein. Auch hier brauchte Weerth nur eine schon vorhandene Form aufzugreifen, aber er verwendet sie wieder recht hübsch und geschickt. Man muß Weerth zugestehen, daß sein Talent für Nachahmung wirklich so groß ist, daß seine Nachahmungen fremden Stils nie langweilen und nie verstimmen.

Aber er ist doch nicht mehr als Nachahmer. Nur ganz selten treffen wir im Feuilleton einen Artikel von Weerth, der in einem schlichten Erzählton geschrieben ist, wie den über das Elend und den geistigen Adel des englischen Arbeiters, da spricht Weerth einmal ohne „Aufmachung".

Satire der Tatsachen.

Häufiger zeigt er schon sein Geschick, Tatsachen, Zeitungsmeldungen usw. so hinzustellen, daß sie ungeheuer komisch wirken. Nr. 45 bringt z. B. unter der Überschrift „Der Empfang Johanns" folgende Feststellungen der deutschen Zeitungen:

Berliner Zeitungshalle:
Wien, 5. Juli: „Kanonendonner und Glockengeläute".

Breslauer Zeitung:
Breslau, 11. Juli: „Glockengeläute und Kanonendonner".

Mannheimer Abendzeitung:
12. Juli: „Kanonendonner und Glockengeläute".

Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung:
Frankfurt, 12. Juli: „Glockengeläute und Kanonendonner".

Frankfurter Journal:
Darmstadt, 12. Juli: „Kanonendonner".

Frankfurter Journal:
Hanau, 11. Juli: „Glockengeläute".

Hier hat Georg Weerth die Grenze seiner Fähigkeiten erreicht. Neben der Möglichkeit, fremden Stil in sich aufzunehmen, hat er den rechten Blick für das, was aus fremder Feder für die Neue Rheinische Zeitung brauchbar ist, für das, was er dann selbst noch ins rechte Licht rücken muß (wie solche Zeitungsmeldungen) und für das, was selbst wirksam redet, also Auszüge aus der Literatur der Zeit. Diese Auszüge sind aber nicht nach stilistischen Gesichtspunkten, sondern nach ihrem Inhalt ausgewählt.

Freiligraths Stil.

Eine Ausnahmestellung unter den Mitarbeitern des Feuilletons nimmt Ferdinand Freiligrath ein. Er wird von Marx selbst in das Redaktionscomité hineingezogen, und daß die Wirksamkeit Freiligraths nicht auf den politischen Artikel beschränkt bleibt, ist klar. Freiligrath müssen wir im Feuilleton spüren. Ob seine Mitarbeit Weerth willkommen war, wissen wir nicht. Über das Verhältnis der beiden Menschen zueinander ist leider nichts zu erfahren, aber für das Feuilleton selbst ist Freiligraths Eintritt in die Redaktion eine ungeheuere Bereicherung. Plötzlich steht neben dem Ton der satirischen Unterhaltung der des Aufrufs. Man geht sparsam mit diesem Ton um. Er erscheint in Zeiten der Gefahr, des besonderen Ereignisses. Er erscheint z. B. nach dem Verbot der Neuen Rheinischen Zeitung wegen des Belagerungszustandes im Oktober 1848. Er erscheint zur Zeit der Belagerung Wiens. Er erscheint, als Robert Blum erschossen wurde. Er erscheint schließlich in der rotgedruckten Schlußnummer der Neuen Rheinischen Zeitung. Aber auch ganz zu Beginn, als Freiligrath noch nicht Mitglied der Redaktion war, ist er einmal im Feuilleton vertreten. Nummer 6 bringt das Gedicht „Trotz alledem". Der eigentliche Verfasser ist der Engländer Robert Burns, Freiligrath hat es für die Kölnische Zeitung übersetzt, es war aber vom Zensor gestrichen worden. Trotzdem wurde es bekannt und beinahe volkstümlich. Nun erscheint in der Neuen Rheinischen Zeitung eine Abwandlung dieses Gedichts:

„Das war 'ne heiße Märzenzeit
Trotz Regen, Schnee und alledem.
Nun aber, da es Blüthen schneit,
Nun ist es kalt, trotz alledem.
Trotz alledem und alledem
Trotz Wien, Berlin und alledem

Ein schnöder, scharfer Winterwind
Durchfröstelt uns trotz alledem.
Das ist der Wind der Reaktion
...
Das ist die Bourgeoisie am Thron
Der annoch steht, trotz alledem.

...
Wenn auch der Reichstag sich blamirt
Professorhaft, trotz alledem
Und ob der Teufel reagirt
Mit Huf und Horn und alledem
Trotz alledem und alledem
Trotz Dummheit, List und alledem
Wir wissen doch: Die Menschlichkeit
Behält den Sieg trotz alledem.

Das ist Freiligraths Stil in den Revolutionsgedichten: Ein einfacher, ungekünstelter Vers, ein offenes, mutiges Wort, das nichts, aber auch gar nichts verbirgt, halb sagt oder der Deutung offen läßt, wie es der Stil Weerths (oder Heines) gern tut. Nichts kommt hier von dem Gefühl auf, das beim Lesen einer Zeile von Weerth in uns wach wird, dieses Gefühl eines persönlichen Gesprächs mit dem Autor, der uns sagt, „nicht wahr, lieber Leser, das was ich hier ausspreche, meinst Du auch längst, wir verstehen uns schon." Freiligraths Aufruf ist unpersönlich. Er richtet sich nicht an den einzelnen Leser, sondern an die Masse Leser. Seine Gedichte sind eigentlich dazu da, in Massenversammlungen gesprochen zu werden, und die Zeitung ist ihm nur eine andere Art der Massenversammlung. Er spricht nicht von sich selbst, er spricht von den Gefühlen der Masse, deren Teil er ist. Er schreit auf:

Wenn wir noch knien könnten, wir lägen auf den Knien,
Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien!
Doch lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet —
Der Mann ist uns der beste, der grad und aufrecht steht.

Seine Sätze sind Ausrufe, Schreie, Peitschenhiebe. Sie sind kurz, einprägsam. Die Wiederholung des gleichen Wortes verstärkt die Einprägsamkeit. „Trotz alledem" ist wie ein Feldgeschrei. Die Wiederholung des „Wenn wir noch könnten", der Aufschrei eines gemarterten Volkes. Aber Freiligrath bleibt nicht beim Aufschrei, bei der Klage und Anklage wie mancher Artikel Weerths, er geht darüber hinaus, weist den Ausweg aus der Not: „Der Mann ist uns der beste, der grad und aufrecht steht". Das gibt dem, der es hört, Mut zur Tat, und das ist das Wesentliche an Freiligraths Gedichten, ist das, was auch die Zensur erkannt hatte, und warum sie ihn mit solcher Härte verfolgte.

Freiligraths Gedichte sind nicht auf geduldiges Papier geschrieben, sondern auf Fahnen, die einem Volke voranflattern wollen, und die ein Volk zwingen, ihnen zu folgen.

Die Sache der Revolution hat Freiligrath ganz zu der seinen gemacht, er steht nicht mehr als Dichter über den Parteien, wie er früher sagte, sondern ist selbst Partei geworden. Er liebt es daher, seine Worte unpersönlichen, übergeordneten Wesen in den Mund zu legen. Diese Form finden wir z. B. wenn Freiligrath vom Tode Robert Blums spricht. Köln, die Vaterstadt Blums ruft dann der trauernden Familie zu:

Auch ich bin seine Mutter, Weib! Ich und noch eine Hohe.
Ich und die Revolution, die grimmig lichterlohe!
Bleib du daheim mit deinem Schmerz, wir wahren seine Ehre,
Des Robert Requiem singt Köln, das revolutionäre.

Zusammenarbeit zwischen Feuilleton, politischem und Inseratenteil.

Dieses Gedicht stand in Nummer 146 der Neuen Rheinischen Zeitung. Nr. 142 brachte ein Extrablatt, daß Robert Blum in Wien erschossen sei. Nr. 144 bringt im Anzeigenteil die Anzeige, daß ein feierliches Hochamt für die Verstorbenen der Familie Blum gelesen würde. Das Feuilleton bezieht sich hier auf ein Ereignis von höchster politischer Wichtigkeit, und wir wundern uns nicht, daß die ganze Neue Rheinische Zeitung davon erfüllt ist, wie wir uns auch nicht wundern, daß man plötzlich zu kirchlichen Mitteln greift, um dem Staat seinen Trotz zu zeigen. „Ein feierliches Hochamt für die Verstorbenen der Familie Blum" bedeutet: Wir veranstalten hier eine öffentliche Gedenkfeier für den Hingemordeten, und selbst der reaktionär gesinnte Klerus muß seinen Segen dazu geben.

Es ist dies aber nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß Leitartikel, Feuilleton und Anzeigenteil sich in die Hände arbeiten, sich ergänzen und aufeinander hinweisen. Im Feuilleton ist der Roman vom berühmten Ritter Schnapphahnsky beendet worden. Der Ritter ist glücklich gestorben. In Nummer 248 beginnt nun der Artikel „Deutschland": „Ritter Schnapphahnsky ist todt. Aber Schnapphähne haben wir noch in großer Menge. Die Junker aus Pommerland haben nämlich nichts Geringeres vor, als u. A. auch die Rheinprovinz um 20 Millionen Thaler zu prellen, und dieses Geld in ihre Tasche zu stecken." Es folgt dann eine Erklärung zur Neuordnung des preußischen Grundsteuergesetzes, nach der die Rheinlande belastet werden, und die Junker den Verdienst davontragen. Das Feuilleton der gleichen Nummer bringt zunächst sofort die Berichtigung, daß der Ritter Schnapphahnsky unsterblich sei und dann zum Thema des Leitartikels eine Abhandlung Weerths: „Preußen in Amerika", die die Hilflosigkeit eines solchen preußischen Junkers zeigt, wenn er einmal nicht mehr auf seinen

Namen pochen kann. Ein altes Gebet führt Weerth an, um die Beliebtheit dieser Herren zu kennzeichnen:

„Vor Rochow und vor Lüderitz
Vor Quitzow und vor Itzenplitz
Vorm Türken und vor schwerer Not
Behüt uns lieber Herre-Gott."

So wird das Feuilleton bewußt in die Politik des Tages hineingezogen, aber das Feuilleton greift auch über den Strich hinaus und in den politischen Artikel hinein. Das geschieht besonders an den Tagen, wo die politischen Ereignisse sich drängen, wo nicht Raum für das unterhaltende Feuilleton ist. Auf den satirischen Ton will man aber unter keinen Umständen verzichten, und so kommt es denn zu einem Artikel „Deutschland" in Nummer 50, in dem es heißt: „... Und dies, biederer Deutscher, ist in der Tat abermals dein Schicksal gewesen. Du glaubtest eine Revolution gemacht zu haben? — Täuschung. Du glaubtest, mit einem Polizeistaat fertig geworden zu sein? — Täuschung. Du glaubtest das Recht der freien Vereinigung zu besitzen, Preßfreiheit, Volksbewaffnung und andere schöne Worte, die man dir über die Märzbarrikaden herüberrief? — Täuschung, nichts als Täuschung.

Doch als der holde Rausch entwich,
Mein theurer Freund, du standst betroffen!

Betroffen über die indirekt gewordene sogenannte Nationalversammlung, über die Säbeltyrannei ... usw."

Also auch für die Satire des Leitartikels (denn es handelt sich hier um einen Leitartikel im modernen Sinn, dem nur die Überschrift fehlt) wird Heine herangezogen. Man ruft dem deutschen Volke die Worte zu, die Heine Herwegh zurief, als ihm seine Marquis-Posarolle, die er vor dem König gespielt hatte, schließlich mit der Ausweisung aus Preußen belohnt wurde.

Auch die Wiedergabe einer Rede im politischen Teil wird mit satirischen Randbemerkungen gespickt. So heißt es, daß der Abgeordnete Baumstark sagt: „Meine Herren, es steht fest, daß alle Staatsphilosophen von Plato herab bis zu Dahlmann ... (tiefer „herab" konnte der Abgeordnete Baumstark allerdings nicht steigen) ..."

Hier liegt ein Anfang zu dem, was eine Zeit lang zur Manier geworden war: Die Durchtränkung aller Sparten mit feuilletonistischen Bestandteilen.

Schließlich findet die Satire des Feuilletons noch im Anzeigenteil einen Raum. Es ist vor allen Dingen die bissige Bemerkung zu einem aktuellen Ereignis, die hier als Anzeige steht. Dabei ist es gleich, ob dieses Ereignis allgemein-politischer Natur oder nur kommunalpolitisch ist. Um die Zeit, als Robert Blum erschossen wurde, erschienen z. B.

Anzeigen der Art: „Büchsen und Kugelflinten werden zu kaufen gesucht. Adresse und Preis a. d. Exp. d. Neuen Rheinischen Zeitung abzugeben.“ Gleichzeitig bietet ein Kölner Bürger „Briefcouverts mit Metallverschluß, die unmöglich zu öffnen sind“, an. Und es ist kein Wunder, daß danach eine Verlobunsanzeige erscheinen kann, in der die Braut C. F. Vettelina, der Bräutigam Michel Vertrauensboden ist. Gleich daneben steht die Todesanzeige des Herrn Rechtsboden. Auch Einzelheiten über die Kölner Zustände des Jahres 48 erfahren wir hier. Sie sind nicht gerade erfreulich, denn man muß fragen: „Welche Strafe haben die Maschinenbäcker am verflossenen Samstag an hiesiger Zuchtpolizeistelle dafür erhalten, daß sie Erbsen, Bohnen und Kartoffeln zu Brot verbacken, und ihren Abnehmern als Kornbrod verkauft haben?“ Und der echte Kölner bemerkt zu diesem Fall: „Sag Stadtroots Pitter Jussep! Wat is dat doch god, dat mer wesse, wo jetz dat Aedäppels-Maschinen-Brut gefrabrizeet weed!“ Hier haben wir die Form des ganz persönlichen Angriffs, die in der Anzeige der Neuen Rheinischen Zeitung eine bedeutende Rolle spielt, gleich ob es der Verleger Du Mont oder ein Kölner Stadtrat ist, der angegriffen wird, oder ob man noch etwas höher greift und den Protest des Bürgers Germain Metternich aus Mainz veröffentlicht: „Der Unterzeichnete protestirt gegen die Aufhebung des Adels, weil er sonst mit dem Fürsten Metternich auf eine Stufe gestellt würde“.

Diese Anzeigen, die selbstverständlich zum größten Teil aus dem Redaktionscomité stammen, stehen friedlich neben der normalen Zeitungsanzeige, in der eine Wohnung gesucht wird, in der ein Kaufmann seine Waren anpreist, sei es auch der Lieferant frischer Austern, der das „Organ der Demokratie“ als Aneigenblatt für seine Delicatessen bevorzugt.

Raum des Feuilletons.

Der „heitere“ Stoff der Zeitung, für den ja das Feuilleton vorgesehen war, zieht sich also bis in den Inseratenteil, obgleich der Raum des Feuilletons in gewissen Grenzen festgesetzt war. Es konnte den üblichen Raum unter dem Strich einnehmen, konnte aber auch einen doppelten Raum umfassen, nämlich einen zweiten Teil unter dem Strich auf der Rückseite des ersten Blattes. Dieser Raum sollte dem Feuilleton ursprünglich täglich zur Verfügung stehen, aber schon nach der ersten Woche treten Lücken ein. Weerth konnte den Stoff nicht in solcher Eile liefern, und es war noch kein Stoff gesammelt, um solche Lücken zu stopfen, da man ursprünglich vor hatte, mit der Herausgabe noch einen Monat zu warten, um diese Zeit zu gründlichen Vorarbeiten verwenden zu können. Wegen der immer größer werdenden Gefahr für die revolutionäre Sache entschloß man sich dann aber

schnell, die Zeitung bereits am 1. Juni 1848 erscheinen zu lassen. Später fehlt das Feuilleton aber immer dann, wenn ein besonderes politisches Ereignis die Aufmerksamkeit der Redakteure und Leser in Anspruch nimmt. Dagegen bekommt das Feuilleton einen doppelten Raum, wenn etwas geschehen war, was im Feuilleton besonders verarbeitet werden mußte, wie das Dombaufest zu Köln.

„Feuilleton-Politik."

Von einer planmäßigen Feuilletonpolitik im Sinne Feddersens[14]) kann hier noch nicht die Rede sein. Man arbeitet hier nicht auf eine bestimmte Erziehung des Lesers zur geistigen Höhe hin, (vielmehr setzt man diese voraus) man legt auch nicht Material auf lange Sicht bereit, sodaß für jeden Gedenktag, für jedes nur halb zu ahnende Ereignis ein fertiges Feuilleton im Schreibtisch liegt, sondern das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung nimmt den Stoff auf, der entweder einer plötzlich auftauchenden Frage des Tages entspricht, oder es bringt Erzählung und Bericht mit politischer Tendenz. Die Tendenz ist es, die die Beiträge zum Feuilleton zu einem einheitlichen Ganzen macht. Die Tendenz verbindet Weerths Stil mit dem Freiligraths. Ihre Beiträge zum Feuilleton sind nur die Aussage des Gleichen in verschiedener Form und mit Wirkung auf verschiedene Weise. Während Weerths Satire und Ironie langsam die Formen der alten Gesellschaft lächerlich macht, sie als langweilig, ungerecht, empörend hinstellt und daneben andeutungsweise die Möglichkeit einer neuen Lebensordnung aufbaut, die von sozialer Gerechtigkeit ausgeht, während Weerth dies alles in einer Form aufzeigt, die nur den Boden für eine Änderung bereiten kann, nur die breite Öffentlichkeit zum Nachdenken und zum Belächeln zwingt, geht Freiligrath den nächsten Schritt: Er ruft zum offenen Kampf für das Neue, zum Kampf mit der Waffe, zum Kampf des gedrückten Volkes gegen Königtum und Adel. In diesem Sinne treibt die Neue Rheinische Zeitung schon eine bewußte Feuilletonpolitik, nur müssen wir den Begriff hier anders verstehen. Es handelt sich hier nicht um eine planmäßige Durchsetzung des Lesers mit den Gedanken des Feuilletons, die vollständig übereinstimmen mit der Tendenz der ganzen Zeitung. Das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung ist nichts als eine — sich im Wesentlichen der Satire bedienende — Wiederholung und Ergänzung des politischen Teils in schöngeistiger Form.

Inhalt.

Der Inhalt des Feuilletons kann sich also nicht von dem des politischen Teils unterscheiden. Das Feuilleton übt Kritik an allem, was

14) Siehe S. 31 genaue Quellenangabe.

ihm begegnet, denn nichts ist im Jahre 1848 so, wie es sich der Sozialist wünscht.

Zunächst ist es die Verfassung Deutschlands, die von Grund auf geändert werden muß, bevor nach Ansicht Marx und seiner Freunde eine soziale Reform auch nur Fuß fassen kann. Es ist also vor allem der Kampf gegen die Herrschaft von König und Adel, den die Neue Rheinische Zeitung führt.

Das Frankfurter Parlament.

Dann aber auch der Kampf gegen das Frankfurter Parlament, das all die Dinge, die im März 48 plötzlich faßbar wurden, durch Uneinigkeit und Langsamkeit wieder aus dem Bereich der Möglichkeiten rückte, und das der Reaktion Zeit ließ, sich von ihrem Schreck zu erholen, und ihre Macht einzusetzen. Daß das Frankfurter Parlament nur ein Beweis für die innere Uneinigkeit der revolutionären Parteien ist, erkennt die Neue Rheinische Zeitung durchaus, und sie versucht noch in letzter Minute all ihre Kräfte aufzubieten, Deutschland von der einzigen Rettung durch den Radikalismus zu überzeugen. So finden wir denn im Feuilleton harte Satiren auf das Frankfurter Parlament und seine Beschlüsse, wie die von der goldenen Bulle, man scheut sich auch nicht, über ein einzelnes Mitglied ein spitzes Wort zu sagen, wie über den Karnevalsredner Franz Raveaux.

Adel.

Der Adel und das Junkertum wird allerdings immer in seiner Gesamtheit angegriffen. Seine Mitglieder gleichen sich so, daß es sich nicht der Mühe lohnt, einen Einzelnen besonders aufs Korn zu nehmen. Ist einmal ein Name genannt, so ist auch er Vertreter des Typus.

König.

Die Person Seiner Majestät direkt anzugreifen, hütet man sich klüglich. Nur wird alles, was rund um ihn herum geschieht, ins Komische gezogen, sodaß der Schein des Lächerlichen selbstverständlich auch an ihm haften bleibt. So war in Köln Dombaufest, zu dem S. M. persönlich erschien. In dem sehr langen und ausführlichen Bericht über dieses Ereignis findet sich folgende Stelle: „Große Tage liegen hinter uns. Tage, groß wie die Welt, groß wie der Dom. Erhabene Erinnerungen lassen sie zurück, und manchen unangenehmen Schnupfen. In der Tat, die Kölner können sagen, daß sie für ihren König zwar nicht ins Feuer gegangen sind, wohl aber ins Wasser. Gab es je ein herrlicheres Regenschauer, als das von Dienstag Morgen? In die konstitutionellen Könige der Erde vertieft, hatte das Volk die absoluten Monarchen des

Himmels vergessen, den Wolkensammler Zeus, der ärgerlich darüber plötzlich alle Schleusen öffnete. Nichts ist übrigens heiterer, als so ein urkräftiger Guß über eine ehrfurchtsvoll harrende Menge. Es ist damit gerade so, als wenn ein Pfarrer mitten in der salbungsvollsten Predigt nießen müßte, die Stimmung ist weg . . ." Ein solcher Artikel ist nicht dazu angetan, dem König von Preußen Sympathien zu werben, vielmehr ist er — mehr noch als der Regen — eine kalte Dusche auf die etwa durch den Besuch geweckten Gefühle und Hoffnungen.

Preußen.

Nein, die Neue Rheinische Zeitung bringt ihren Lesern immer wieder bei, daß das Rheinland von Preußen nichts, aber auch garnichts zu erwarten habe, daß es allenfalls von ihm ausgebeutet wird (s. Grundsteuern) und daß kein Mensch dem Rheinländer so fremd ist, wie der Ostpreuße. Man bedient sich dazu sogar des religiösen Mantels, indem man dem katholischen Rheinland zum Bewußtsein bringt, daß dort im Osten sogar Menschen einer anderen Religion leben. Über die katholische Religion der Rheinlande schweigt das Blatt Karl Marx, wie man über einen Zustand schweigt, den man vorläufig einmal auf sich beruhen läßt. Der preußische Protestantismus aber ist ein Mittel, den Rheinländern zum Bewußtsein zu bringen, seit wie kurzer Zeit sie erst Preußen sind, und wie wenig sie innerlich zu Preußen gehören. Man spricht beiläufig von diesen Dingen, etwa bei der Gelegenheit, wo man sich offiziell gegen die Neue Rheinische Zeitung wendet. Da heißt es dann: „Welch ein Abstand zwischen dem gedrückten, pauvren, seit 8 Jahren verlobten und noch immer nicht angestellten Candidaten der pauvren preußischen Landeskirche bis zu dem stolzen Propheten Jesaiah, der dem König Hiskiah mit dem Untergang droht. Die preußischen Theologen hatten immer das Unglück, unter so gottesfürchtigen Landesvätern zu stehen, daß sie nie Gelegenheit fanden, ihren Mut als Repräsentanten des Himmels gegenüber den Gewalten der Erde zu beweisen. Jetzt aber, als den Berliner Consistorialräthen die leitenden Artikel der Neuen Preußischen Zeitung überwiesen wurden, jetzt bot sich ihnen die langersehnte Gelegenheit, an dem Könige je nach Belieben zum Jesaias, Ezechiel oder Hiob zu werden. Hatte Friedrich Wilhelm nicht die gottlose schwarz-rot-goldene Kokarde aufziehen lassen? . . ."

Der Bürger.

Mit der gleichen Schärfe, mit der man gegen den Adel und den Geist des Ostens kämpft, kämpft man aber auch gegen den satten, selbstgefälligen und herzlich feigen Bourgois, deren es auch im Rheinland genügend Exemplare gab. Da ist der tüchtige Kaufmann, der aus

allem ein Geschäft zu machen versteht. Er ist in der Gestalt des Herrn Preiß verewigt. Herr Preiß träumt von einer fürchterlichen Revotion der bürgerlichen Zahlen gegen die königliche Null, die sich in den Seiten seines Hauptbuchs vollzieht, aber „der Herr Preiß erkannte garnicht die welthistorische Bedeutung seines Traumes, in der er einzig und allein die Gefährdung seines kommerziellen Interesses sah." Hier ist die Parole: Verächtlichmachung der Krämerseele. Mit den gleichen Waffen wird aber auch der dumm-stolze Bürger bekämpft, er wird auch wohl gegen den Arbeiter gestellt, damit man sehe, wie unsinnig die bestehende soziale Ordnung ist. „Seines Zeichens war er Fabrikant von Grabsteinen, woraus Sie abnehmen können, daß Herr Th. nur in den besseren Klassen der Gesellschaft zu thun hatte, denn ein Arbeiter reflektiert selten auf ein Monument, ein Arbeiter ist schon damit zufrieden, wenn er todt ist, ein Arbeiter ist ein ungebildeter Mann". Trotzdem ist dieser ungebildete Mann besser, als die ganze bürgerliche und adlige Gesellschaft miteinander. Die einzigen Liebesheiraten z. B., die in England zustande kommen, sind die zwischen Arbeitern und Arbeiterinnen, alle anderen Menschen werden um des Geldes willen verkuppelt.

Zeitungen.

Für diese armen, unerkannten Menschen gibt die Neue Rheinische Zeitung vor, in erster Linie zu kämpfen, und jede Zeitung, die sich erlaubt, eine andere Meinung auszusprechen, bekommt den Spott ihres Feuilletons zu spüren. Eine Rubrik wird eingerichtet: Blödsinn deutscher Zeitungen, in der sich eigentlich alle damaligen deutschen Zeitungen von Ruf vereinigt sehen. Währund die Zeitungen, die weit genug von Köln entfernt sind, sich mit einer gelegentlichen Erwiderung begnügen, kommt es mit der Kölnischen Zeitung zu einem direkten Kleinkrieg. Die Kölnische Zeitung vertritt das gemäßigt-liberale Rheinland, die Neue Rheinische Zeitung das radikale. Beide Zeitungen stehen unbedingt auf einer großen journalistischen Höhe und es ist nicht nur der Kampf um die Meinung, der sie gegeneinander treibt, sondern auch der Kampf um die Vormachtstellung in Köln. Die Kölnische Zeitung hat die Tradition auf ihrer Seite, obgleich sie durchaus den neuen Ideen offen steht, während die Neue Rheinische Zeitung vor allem durch ihren Kampfgeist und durch ihren Stil eine Sensation für Köln ist. Äußerlich sind es zunächst die gemäßigten Anschauungen, um derentwillen man die Kölnische Zeitung angreift, und man zeigt gleichzeitig auf, daß man mit solchen Ideen nicht zum Ziel gelangen kann. „Werfen wir wieder einen Blick auf Belgien, auf unseren konstitutionellen Musterstaat auf breitester demokratischer Grundlage, auf die Hochschule der Berliner Staatskünstler und den Stolz der Kölnischen Zeitung," heißt es, und dann zeigt man belgische Zustände: Das Land

ist blutarm, die Zahl der unehelichen Geburten beträgt in Arbeiterkreisen 81%, schließlich gibt man noch eine Statistik des Verbrechertums und kommt zu dem beruhigenden Schluß: „endlich, was Belgiens Leiden weit aufwiegt ... es genießt die Bewunderung der Kölnischen Zeitung".

Greift dieser Leitartikel die Kölnische Zeitung sachlich an, so geht das Feuilleton schnell ins Persönliche. Hatte z. B. die Kölnische Zeitung einen Artikel gebracht, der sich verächtlich über die fettgedruckten Überschriften der Neuen Rheinischen Zeitung ausließ, so erschien in der Neuen Rheinischen Zeitung ein Artikel: „Etwas über die demokratische Presse von Levy Schmuhl". Der Verfasser ist Ferdinand Wolff, ein Mitglied der Redaktion. Er sagt: „Der Schengeist Levy Schmuhl ist im Begriff, ein Manteuffel zu werden. Er verschmäht die Mittel der demokratischen Presse, die fette Schrift, mit der man das widerstrebende Auge fesseln will. Wenn die demokratische Presse so sehr fesselt, so ist das Schuld der Keilschrift ...!" Nach dem Kölner Belagerungszustand, in dem alle Zeitungen bis auf die Kölnische Zeitung verboten waren, hat die Neue Rheinische eine besondere Wut auf die bevorzugte Rivalin, jetzt greift sie selbst die oberste Leitung der Kölnischen an. Diesmal ist es Weerth, der spricht:

Der Stadtkommandant, Herr Engels, der hat
Die Macht, die materielle,
Doch Herr Joseph Du Mont in Köln der besitzt
Die intellektuelle.
Die Kölnische Zeitung ist einzig allein
Der Unterdrückung entgangen,
Die anderen Blätter wurden verpönt,
Gebraten, gesotten, gehangen.

Die Kölnische Zeitung war lang redigiert
Mit Rothstift und Scheere nicht ohne
Talent von der alten Frau Du Mont, doch
Die starb, und Joseph dem Sohne
Überließ sie das hübsche Annoncengeschäft
Und Joseph ist reich geworden.
....
Herr Joseph ist ein trefflicher Mann!
Bis zur Revolution noch schrieb ich
Unsterbliche Feuilletons für sein Blatt
Und stets sein Verehrer blieb ich.
Doch wie sich manche Verbindung lös't
So ging auch unsre zu Ende
Und das Feuilleton kam in Levy, des
Romantischen Schmules Hände."

Wie der Feuilletonredakteur Levin Schücking, so haben auch die übrigen Redakteure der Kölnischen Zeitung, Brüggemann, Wolfers usw. Weerths Spott zu fühlen.

Juden.

Aber immer wieder bleibt die schärfste Satire auf „Levy, den romantischen Schmule" hängen, und es ist ja an sich kein Wunder, daß die Feuilletonredakteure untereinander streiten, merkwürdig scheint uns heute nur, daß Levin immer wieder von der Neuen Rheinischen Zeitung als Jude angegriffen wird, obgleich ihr Redakteur en chef ja reinrassiger Jude ist, wenn auch dessen Eltern schon getauft waren. Aber Marx selbst betrachtete damals die Frage nach der Gleichstellung der Juden mit den Deutschen als noch nicht spruchreif wegen des allgemein herrschenden Vorurteils. Er verlangt nur eine grundsätzliche Trennung von Religion und Staat (wobei er das Judentum als Religionsgemeinschaft auffaßt) und fordert, daß der Staat sich als Staat bekenne, die Religion sich aus dem öffentlichen in das Privatrecht zurückziehe, und daß der Jude sich zunächst einmal von der Religion wie vom Staat emanzipiere. Alles übrige würde dann seinen Lauf nehmen. So steht es also den deutschblütigen Mitarbeitern seiner Zeitung frei, die Kölnische Zeitung wegen ihres jüdischen Feuilleton-Redakteurs zu verhöhnen. Dieser Angriff auf den Juden bedeutet aber nicht, daß die Redaktion der Neuen Rheinischen Zeitung eine irgendwie prinzipiell-ablehnende Haltung gegen das Judentum einnähme. Vielmehr glaubt man an die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens zwischen Juden und Christen (denn so sah man den Gegensatz), wenn man auch das Machtstreben des Handelsjuden erkennt. In einem Artikel Ferdinand Wolffs, der zwar schon vor der Märzrevolution geschrieben, aber in Nummer 23 der Neuen Rheinischen Zeitung abgedruckt ist, heißt es: „In Frankreich haben Christen und Juden die Flegeljahre überstanden und leben vereint unter ihrem Bürgerkönig Louis Philipp und in Wirklichkeit unter ihren beiden spartanischen Königen, Rothschild und Halphen".

Qualität der Satire.

Über Inhalt und Form des Feuilletons sind wir uns klar geworden, und es dürfte nun nicht schwer sein, ein Werturteil abzugeben. Trotzdem stehen wir hier plötzlich vor einem Problem. Würde es sich hier um eine Sammlung von Artikeln und Gedichten handeln, die etwa als Broschüre herausgekommen wären, so wäre ein Urteil leicht zu fällen. Es handelt sich hier immer um Beiträge, die eine beachtliche geistige Höhe aufweisen, um Berichte, die aus eigener, kritischer Anschauung

gegeben sind, um Gedichte, die (wie die Freiligraths) mit heißem Herzen und großer Zucht der Form geschrieben sind, oder um solche, in denen die beißende Satire das ersetzt, was ihnen an Originalität der Form abgeht. Beinahe jeder der Beiträge ist in sich recht gut, oft sogar wertvoll. Und trotzdem müssen wir fragen: Handelt es sich hier wirklich um ein ausgezeichnetes Feuilleton? Das Feuilleton einer Zeitung ist etwas anderes als ein Buch, es gehört notwendig zu einem größeren Ganzen, zu seiner Zeitung. Die Neue Rheinische Zeitung will aber „Organ der Demokratie" sein, will sich also an einen Leserkreis richten, der sich aus den Mitgliedern der demokratischen Vereinigungen zusammensetzt, aus Kleinbürgern und Arbeitern, Angehörigen des 3. und 4. Standes. Das Feuilleton einer solchen Zeitung kann aber nur bis ins Letzte gut geheißen werden, wenn es für die Menschen richtig ist, an die sich die Zeitung wendet. Es genügt nicht, daß das Feuilleton einer Arbeiterzeitung (denn das wollte die Neue Rheinische Zeitung ja letzten Endes sein) dem Arbeiter äußerlich verständlich ist, es muß mehr sein. Der Arbeiter muß sich selbst darin wiederfinden, nicht nur seine Not, sondern seine Art zu denken und zu sprechen. Der Arbeiter aber, der meist 12 Stunden am Tage gearbeitet hat, wird kaum Sinn für Weerths Satire gehabt haben, deren eigentliches Wesen ja erst dem formal Geschulten aufgeht, der die Reim- und Worttricks durchschaut, mit denen Weerth arbeitet. Was der Arbeiter hier verstehen kann, ist nur der grobe Inhalt. Mehr versteht er auch nicht von solchen Artikeln Weerths, deren Witz darin besteht, daß mit einem einzigen Wort ein philosophisches System, eine politische Theorie lächerlich gemacht wird, mit der man aber erst vertraut sein muß, bevor man sie belächeln kann. Auch an solchen Artikeln wie dem über die goldene Bulle kann kein ungeschulter Arbeiter Freude finden, der Schwierigkeiten hat, ein richtiges Hochdeutsch zu sprechen, und für den das Chronistendeutsch beinahe so fremd ist wie die Sprache des Buschnegers. Eine Parodie auf diesen Stil kann ihm gar nichts sagen und auch ein Vergleich gegenwärtiger Zustände mit mittelalterlichen kann für ihn nur insofern ein Witz sein, als er gewöhnt ist, alles Alte als lächerlich zu betrachten. Ein solches Feuilleton bestärkt ihn dann in seiner Ansicht und bewirkt das Gegenteil von dem, was ein gutes Feuilleton bewirken soll: Erziehung und Belehrung des Lesers in unterhaltendem Ton oder auch eine reine Unterhaltung.

Nein, die Neue Rheinische Zeitung bringt kein Feuilleton für den Arbeiter. Harald Feddersen kommt zum gleichen Schluß und gibt auch den Grund für das Versagen des Feuilletons in dieser Richtung an: „Jene Kreise standen — man kann einwenden was man will — den geistigen Bedürfnissen der werktätigen Bevölkerung doch zu fremd gegenüber, ihr Intellektualismus folgte nur schwer dem, was an tiefster Sehnsucht im Proletarier nach außen drängte". Dies gilt vor allem für

das satirische Feuilleton Weerths. Die Gedichte und Aufrufe Freiligraths müssen in ihrer Einfachheit und Eindringlichkeit auch zum Arbeiter gesprochen haben. Sie sind aber nur der kleinere Teil des Feuilletons und auch Freiligraths Beiträge sind nicht immer für den Arbeiter bestimmt. Von ihm sind z. B. eine Reihe von Übersetzungen aus Shakespeares Venus und Adonis in das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung aufgenommen worden.

Nach solchen Betrachtungen müßten wir feststellen, daß dieses Feuilleton, das ausgezeichnet wäre in einem Blatt, das sich an die geistig geschulten Kreise des Volkes richtet, versagt, da es für ein „Organ der Demokratie" bestimmt ist. Aber der Ton des politischen Teils unterscheidet sich im Wesentlichen kaum von dem des Feuilletons. Auch er setzt einen geschulten Leser voraus, der geschichtliche Tatsachen beherrscht, und die Fähigkeit besitzt, Gedankengänge zu verbinden und ohne Schwierigkeiten den Kern eines Ereignisses von dem äußeren Drum und Dran zu unterscheiden. Das sind Eigenschaften, die vom Durchschnittsarbeiter nie verlangt werden können, selbst wenn er durch eine partei- oder allgemein-politische Schulung gegangen ist, viel weniger also vom Arbeiter der 48er Jahre. Die Neue Rheinische Zeitung ist eigentlich gar kein Organ der Demokratie im Sinne einer Arbeiterzeitung, obwohl sie das sein wollte, denn noch in ihrer letzten Nummer schließt sie mit einem Aufruf an die Arbeiter Kölns, denen die Redaktion die Versicherung gibt, daß ihr letztes Wort sein wird: „Emanzipation der arbeitenden Klasse!"

N. Rh. Z. als Zeitung der Intellektuellen.

Dieses Wort spricht aber eine Zeitung, die während ihres Bestehens beinahe ausschließlich zu den Demokraten gesprochen hatte, die wie die Redakteure der Neuen Rheinischen aus den Kreisen der Akademiker und Literaten stammten, im Arbeiterproblem aber die brennende Frage ihrer Zeit erkannten und nun ihr Heil in einer radikalen Lösung suchten. Für diese Kreise, und für die, die sich aus allgemein-politischer Anteilnahme über die Ideen der Demokratie unterrichten wollten, war die Neue Rheinische Zeitung das richtige Blatt. Durch ausgezeichnete Nachrichten aus aller Welt wird sie dem politisch Interessierten unentbehrlich. Sie selbst sagt in einer Abonnements-Einladung: „Durch die persönliche Verbindung mit den Chefs der demokratischen Partei in England, Frankreich, Italien, Belgien und Nord-Amerika ist die Redaktion in Stand gesetzt, ihren Lesern die politisch-soziale Bewegung des Auslandes richtiger und klarer abzuspiegeln als irgendein anderes Blatt. Die Neue Rheinische Zeitung ist in dieser Beziehung nicht bloß das Organ der Deutschen, sondern der Europäischen Demokratie." Durch ihre Propaganda sucht nun die Neue Rheinische Zeitung immer weitere Kreise der Gebildeten für die Sache der Arbeiter und der Demo-

kratie zu interessieren, und dafür wählt auch das Feuilleton den richtigen Ton. Wäre es nicht der Ehrgeiz der Neuen Rheinischen, ein Arbeiterblatt zu sein, dann müßten wir ihr Feuilleton, das formal und inhaltlich gewiß auf hohe Qualität Anspruch erhebt, als gelungenes satirisches Feuilleton bezeichnen. So nimmt es eine merkwürdige Zwitterstellung ein. Es ist an sich sehr gut, aber nicht gut für den Zweck, den es angibt, zu verfolgen. Ob es allerdings für Deutschland wünschenswert gewesen wäre, wenn das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung den Ton eines Feuilletons für die Masse gefunden hätte, diese Frage sei hier nicht näher erörtert. Über die Arbeiterbewegung unter der Führung Karl Marx hat die Geschichte gerichtet.

Das Verbot und seine Gründe.

Die Neue Rheinische Zeitung wurde verboten. Am 19. Mai 1849 mußte ihre Schlußnummer erscheinen. Das Verbot war die Folge einer immer radikaler und aufrührerischer werdenden Haltung, je mehr man die Sache der Revolution als verloren betrachten mußte. Die Neue Rheinische Zeitung selbst will diese Tatsache zwar nicht wahr wissen und behauptet in der Abschiedsnummer, daß ihre Haltung vom ersten bis zum letzten Blatt unverändert geblieben wäre. Das mag stimmen für die Grundansichten, die die Zeitung vertrat, im Ton ist etwa seit der Ermordungs Blums eine starke Wendung zu spüren: Die Neue Rheinische sucht von diesem Zeitpunkt ab zu Gewalttaten zu hetzen. Nr. 142 bringt die Nachricht von der Ermordung Robert Blums, Nr. 143 enthält ein Extrablatt mit der Aufforderung zur Steuerverweigerung. Nr. 145 vom 17. November 1849 bringt die Nachricht vom Beschluß der Steuerverweigerung an das Ministerium Brandenburg durch die Nationalversammlung: „Vom heutigen Tage an sind die Steuern also aufgehoben! Die Steuereinzahlung ist Hochverrath, die Steuerverweigerung erste Pflicht des Bürgers". Vom 19. November bis zum 17. Dezember steht gleich unter dem Kopf in großen Lettern über die ganze Breite des Blattes hinweg: „Keine Steuern mehr!" Artikel erläutern in drastischer Weise den Sinn dieser Maßnahme: „Alle Prinzen von Preußen produzieren kein Kommisbrod, Ihr, Ihr selbst produziert das Kommißbrod!"

Ein Aktenstück ist uns erhalten, in dem die königliche Regierung in Münster bei der Regierung Köln anfragt, ob die Redakteure der Neuen Rheinischen Zeitung wegen dieser aufsehenerregenden Propaganda für die Steuerverweigerung noch nicht verhaftet wären. Das Blatt trägt aber eine Randbemerkung in dem Sinne, daß eine Verhaftung wegen der garantierten Preßfreiheit nicht möglich wäre. Einige Monate später fühlte sich die Reaktion aber trotz der Preßfreiheit stark genug, die Zeitung zu verbieten, ohne ein klar erkennbares Verbrechen anzugeben. Das Verzeichnis der in Köln erscheinenden Zeitungen vom

Jahre 48/49 enthält zunächst die Bemerkung: „Neue Rheinische Zeitung ... erscheint fort". Das ist von fremder Hand durchstrichen und hinzugesetzt ist: „Erscheint seit dem 19. Mai 1848 nicht mehr". Abgeschlossen ist das Verzeichnis am 9. Juli.

Das Verbot scheint überraschend gekommen zu sein. Erst in der vorletzten Nummer spüren wir, daß die Redaktion vom kommenden Verbot weiß. Der Leitartikel faßt da noch einmal alle Hoffnungen und Wünsche der Redaktion zusammen und alles, was man von den Menschen des Rheinlandes erwartet, wenn die Neue Rheinische Zeitung nicht mehr Führerin sein kann. Zum Schluß heißt es: „Das Rheinland vor allem wird die langersehnte Stunde nicht verstreichen lassen: wo wir rufen: Ca ira!

Die magre Ritterschaft
Wird nun von dannen reisen
Und der Abschiedstrunk wird ihnen kredenzt
In langen Flaschen von Eisen!"

Schlußnummer.

Das ist der Leitartikel. Das Feuilleton schweigt in dieser Nummer, wie es überhaupt im letzten halben Jahr oft 14 Tage hintereinander nicht mehr erscheint. In der Schlußnummer ist allerdings auch Georg Weerth mit seinem Abschiedswort vertreten. Die ganze Nummer ist rot gedruckt, aus den roten Lettern flammt die Entrüstung einer unterdrückten Bewegung. Freiligrath stellt sich an die Spitze dieser Nummer. In seinem Gedicht spricht die Neue Rheinische Zeitung als Ganzes:

„Kein offner Hieb in offner Schlacht —
Es fällen die Nücken und Tücken,
Es fällt mich die schleichende Niedertracht
Der schmutzigen West-Kalmücken!

Aus dem Dunkel flog der tötende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und so lieg ich nun da in meiner Kraft,
Eine stolze Rebellenleiche!

Auf den Lippen den Trotz und den zuckenden Hohn,
In der Hand noch den blitzenden Degen
Noch im Sterben rufend: „Die Rebellion!"
So bin ich in Ehren erlegen."

Dann spricht Freiligrath von der Trauer der Arbeiter um die Zeitung, richtet an sie den Gruß und versichert ihnen:

„Bald richt ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr ich reisiger wieder.
Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht

In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes „Schuldig" spricht,
Dann stehen wir wieder zusammen.

Mit dem Wort, mit dem Schwert an der Donau, am Rhein
Eine allzeit treue Gesellin
Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
Die Geächtete, die Rebellin!"

Nach Freiligraths flammenden Worten richtet sich Karl Marx selbst „an die Arbeiter Kölns", er spricht von der alten Kameradschaft, vom vereinten Kampf und mahnt: „Wir warnen Euch schließlich vor jedem Putsch in Köln", denn die Bourgoisie schickt doch nur den Arbeiter ins Feuer, um ihn für sie die Kastanien aus der Glut holen zu lassen. Verhält der Arbeiter ich ruhig, dann werden „die Preußen an Eurer Ruhe verzweifeln". Das ist der Rat, den Marx seinen Anhängern gibt, und er tut es in einem Ton, aus dem tiefste Besorgnis klingt, nicht Trotz und Hohn, und versichert den Arbeitern, daß sein und seiner Zeitung letztes Wort sein wird: „Emanzipation der arbeitenden Klasse".

Nach diesen Aufrufen steht ein Artikel da unter der gewohnten schlichten Überschrift „Deutschland". Das deutsche Ereignis des Tages allerdings ist das Verbot der Neuen Rheinischen Zeitung. Sie gibt hier Rechenschaft über ihr Wollen und ihre Leistung und betont, daß das Verbot unberechtigt ist. Dann folgt Georg Weerths Rechenschaftsbericht unter dem Strich. Es ist merkwürdigerweise eine Proklamation an die Frauen. Das Feuilleton selbst wird kaum den Eindruck gemacht haben, als sei es ein reines Feuilleton für die Frau gewesen, aber das Abschiedswort des Feuilletonisten gilt seinen Leserinnen, hier glaubt er, das tiefste Verständnis zu finden: „Seit dem 1. Juli 1848, wo die Neue Rheinische Zeitung wie ein fremder Wunderstern drohend und prächtig über die Länder und Meere heraufstieg und wo das Feuilleton wie ein humoristischer Kometenschweif hinterher flackerte, hat dieser Kometenschweif so unbeschreiblich viel geleistet, daß meine freundlichen Leserinnen weinend ihre holden Gesichter verhüllen werden", wenn die Zeitung nicht mehr erscheint. Weerth gesteht ihnen: „Ich habe mich von jeher an die Frauen gehalten, für Männer interessiere ich mich selten ... Von Anbeginn an seid ihr Frauen gescheidter gewesen, als alle Schriftgelehrten und Pharisäer, aber von Anbeginn wart ihr auch leidenschaftlicher als alle Schriftgelehrten und Pharisäer. ... So fahrt denn heraus mit Eurer flammenden Leidenschaft und ergreift Eure lahmen Männer bei ihren liederlichen Zöpfen und hängt sie als Vogelscheuchen wohin ihr wollt, nur fort mit ihnen! ... Die Guillotine wird uns retten, und die Leidenschaft der Weiber! ... Im Übrigen empfehle ich mich Euch von ganzem Herzen. Die Nachtigallen singen in den Büschen, die Kugeln pfeifen und meine Proklamation ist zu Ende."

Diese Mischung von Eigenlob, Blutrünstigkeit und Gleichgültigkeit ist beinahe widerlich. Weerth überschreitet hier seine Fähigkeiten, im Heine-Stil kann man nicht zu Gewalttaten aufhetzen und sich dann selbst aus der Affäre ziehen. Das Abschiedswort des satirischen Feuilletons enttäuscht. Man hätte mehr Haltung von ihm erwartet, vielleicht einen Hinweis auf den Ernst, der im Scherze enthalten war, und auf den man ja auch sonst wohl aufmerksam machte, vielleicht auch ein Wort voll Hohn über den erzwungenen Abschied. Aber das ist das bittere Erbe, das Heine seinen Schülern hinterließ: Sie haben nicht mehr den Mut, sich zu einem ernsthaften Gefühl zu bekennen, sie übertreiben es, ziehen es ins Lächerliche und sind dann nicht mehr fähig, ein ungeziertes Wort zu sprechen, wenn es die Stunde von ihnen verlangt. Das ist die traurige Lehre, die wir für die Geschichte des Feuilletons aus der Neuen Rheinischen Zeitung ziehen müssen, deren Feuilleton doch an sich einen Höhepunkt der feuilletonistischen Entwicklung für lange Zeit bedeutet.

Rheinischer Radikalismus.

Daß ein solcher Höhepunkt für das Feuilleton mit den Mitteln der Satire und im Dienste radikalster Ideen im Rheinland erreicht wird, ist bezeichnend. Der Rheinländer läßt sich von radikalen Ideen begeistern. Auch für Görres, den „Rheinischen Merkur", dessen journalistischer Kampf um die Freiheit der Rheinlande ohne Beispiel ist, hat es eine Zeit gegeben, in der er Redakteur einer Zeitschrift: „Das rothe Blatt" war, die sich mit allen Mitteln gegen das Ancien Regime wandte, und dem Rheinland die Herrlichkeit der neuen französischen Revolutionsideen mitteilen wollte. Und in Köln erschien 1795 schon „Brutus, der Tirannenfeind", eine Zeitschrift, die Fr. Th. Biergans schrieb und die beinahe als Vorläufer des satirischen Feuilletons der Neuen Rheinischen Zeitung zu betrachten ist (soweit eine Zeitschrift überhaupt Vorläufer eines Feuilletons sein kann). Denen sowohl das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung als „Brutus, der Tirannenfeind" wollen ihre politischen Ideen mit den Mitteln der Satire populär machen, beide vertreten die radikalsten Anschauungen ihrer Zeit, beide betrachten das Rheinland als ein auserwähltes Stück Erde, das sich mit keinem anderen Flecken des deutschen Reiches vergleichen läßt und in besonderem Maße zur geistigen Führung Deutschlands berufen ist. Und eigentlich könnte auch die Neue Rheinische Zeitung und ihr Feuilleton noch das Motto tragen, das Brutus seinem ersten Heft voranschickt:

Den gekrönten Tirannen Europas,
den gepurpurten Tigern Latiens,
den hochgeweihten Mördern Hispaniens,
den blutdürftigen Bettelprinzen,

den weiland mächtigen Bourbonen,
allen ahnenstolzen Junkern,
allen privilegierten Bauernschindern,
allen Vögten, Empfängern, Amtsverwaltern,
und allen Feinden der Freiheit
gewidmet.

Nur in einem unterscheiden sich Brutus und das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung. Brutus richtet seinen Kampf mit besonderer Schärfe gegen die Kölner Pfaffen. Gegen deren Macht hatte die Neue Rheinische Zeitung nicht mehr zu kämpefn, im Streit der 48er Jahre spielt die Religion im Grunde keine Rolle mehr, es geht um rein staatliche und soziale Reformen! Es geht auch nicht mehr wie 1795 um Deutschland oder Frankreich oder um einen selbständigen Rheinstaat, sondern um Groß-Deutschland, um einen deutschen Kaiser und um ein einiges Reich. Aber man ist auch 1848 im Rheinland der Ansicht, daß ein neues Reich nur auf das Fundament einer gerechten sozialen Ordnung gebaut werden kann, wenn es von Bestand sein soll. Um diese neue soziale Ordnung kämpft das Rheinland 1848 wie 1795 und zu beiden Zeiten vermag das Rheinland eine beißende Satire hervorzubringen, während es sonst so gern über einen harmlosen Karnevalsscherz lacht.

Diese Dinge werfen ein neues Licht auf das Wesen des Rheinlandes und auf das Wesen seines Lachens: In Zeiten der Umwälzung werden im Rheinlande immer eine große Zahl Menschen sein, die sich nicht mit Kompromißlösungen zufrieden geben, und die den Radikalismus bis zum äußersten steigern werden. Die Radikalen werden wir am Rhein aber immer auf Seiten der Freiheit finden, für die Freiheit setzt der Rheinländer alles aufs Spiel, und er ist bereit, seinen Rhein eher zu verlassen, als am Rhein unter dem Zwang eines ihm fremden Geistes zu leben. Das harmlos-frohe Lachen aber, das man sonst dem Rheinlande nachrühmt, wird zur bitteren Satire, wenn es um die Sache der Freiheit gegen die der Unfreiheit geht. Die Männer, die sich dann in den Redaktionsstuben der rheinischen Zeitungen zusammenfinden, sind entweder Bürger der großen rheinischen Städte, oder Wahlrheinländer, deren Heimat jedoch meist Westdeutschland ist.

Einen solchen Kreis von Männern, die am Rhein eine Heimat gefunden haben, finden wir noch einmal in Düsseldorf versammelt. Er stand in gewissen Beziehungen zum Kreis der Neuen Rheinischen Zeitung, Freiligrath suchte dort seine Zuflucht und Weerth erwähnt ihn kritisch in seinem Feuilleton. Die Anschauungen dieser beiden Kreise stimmen weitgehend überein und doch kam nun aus Düsseldorf etwas, was für das Rheinland völlig neu war: Eine illustrierte satirische Zeitschrift, die Düsseldorfer Monatshefte".

IV. Die Düsseldorfer Monatshefte.

Programm.

„Wir sind die Düsseldorfer Monatshefte, diejenigen, welche demjenigen etwas am Zeuge heften, der noch physisch oder moralisch in Morpheus bettfederweichen Armen ruht, oder die Schätze des Crösus oder die Ahnen des Mittelalters mit seinem Unnennbaren bedeckt — und sich selbst nicht kennt." Ein klares und eindeutiges Programm, ein Programm, das in den 48er Jahren manche Zeitung auf ihre Fahnen schreiben konnte, das Programm der Märzrevolutionäre: Schwächen aufdecken, unhaltbare Zustände zeigen. Dazu fordert man Neues, ohne dieses Neue genau benennen zu können.

Haltung des Künstlers.

Diese Haltung, die der Revolution selbst zum Verderb werden mußte, machte die Monatsblätter groß, denn ihre Verfasser sind nicht Politiker, sondern Künstler, denen das Leben unter Polizei, Zensur und leeren Versprechungen zumindest ebenso unerträglich wurde, wie ihren Mitbürgern, die sich aber verpflichtet fühlen, in des Volkes Sache Wortführer zu werden. Der gute Künstler darf ein schlechter Politiker sein, wir erwarten von ihm keine diplomatischen Ratschläge, aber wir erwarten, daß er seine Augen, die nun doch schon einmal manches Ding ein wenig tiefer anschauen, auch für die Dinge des Staates offen hält, und daß er im rechten Augenblick sagt: Hallo! Dies ist faul, und hier stimmt etwas nicht und ist auch nicht jenes ein Unsinn? Komm her, Politiker, hier ist jetzt Deine Arbeit notwendig.

So etwa betrachtete der Kreis junger Künstler seine Aufgabe, als er sich um die Mitte des Jahres 1847 zusammenschloß, um sich in einer Zeitschrift dieser Aufgabe so weit wie möglich zu widmen. Dem Wesen dieser Männer entsprach es aber nicht, in ernsten Worten Buße zu predigen. Sie lebten in Düsseldorf, der Stadt Jan Wellms und Heinrich Heines, in der man gern lachte, und in der der Lachende gern gehört wird.

Bezieher.

Also wurde jene Zeitschrift eine satirische Monatsschrift, die sich an alle die wandte, die bereit waren, sie zu beziehen, obgleich ein Heft 3¾ Neugroschen pro Nummer (1 Ngr = 0,10 RM) kostete und einen Umfang von rund 25 Seiten hatte, in der ein Artikel oft allein 5 Seiten einnahm, d. h. also, man wandte sich an die Klassen, die Zeit und

ein wenig Geld über hatten, obgleich man sie selbst doch hinreichend verunglimpfte. Indem man ihnen aber die Frechheit durch guten Witz schmackhaft machte, drang man in die Kreise, die für das Interesse des Volkes gewonnen werden sollten und stand nicht da, wie der Pastor auf der Kanzel, der den anwesenden Gläubigen eine Strafpredigt für die abwesenden Ungläubigen hält.

Verlag.

Für diese Zeitschrift fand sich ein Verleger in der Firma Arez & Comp. Düsseldorf, die auch die redaktionelle Verantwortung übernahm. Daraus mag zu schließen sein, daß die Firma an dem Plan zu dieser Zeitschrift nicht unbeteiligt gewesen sein mag, zumal sie längst Verlagsfirma der Düsseldorfer Malakademie war. Leider ist hierüber und über alle verwaltungsmäßigen Dinge nichts zu erfahren, da alle Akten, die die Düsseldorfer Monatshefte betreffen, nach Angaben des Staats-Archivs Düsseldorf verloren gegangen sind. So ist dann auch leider nichts über Zensurschwierigkeiten und Verbreitung festzustellen. Immerhin sind die Monatshefte durch 12 Jahre lückenlos und ohne Verbot erschienen, was für das Geschick des Redakteurs, sein Name war Lorenz Clasen, auf nicht geringe Fähigkeiten schließen läßt.

Der Redakteur Clasen.

Lorenz Clasen, ein Sohn Düsseldorfs, war 35 Jahre alt, als ihm die Redaktion der Monatshefte übertragen wurde. Schon 17jährig war er Schüler der Düsseldorfer Akademie unter Schadow gewesen und war zum Historienmaler jenes Düsseldorfer Stils ausgebildet worden, der uns heute nachgerade unerträglich ist. Neben seiner Malerei trieb er Literaturstudien und schrieb gute Kunstkritiken für Düsseldorfer Zeitungen. Es cheint ihm dabei nicht gerade ausgezeichnet gegangen zu sein, sonst hätte er 1840 kaum die Hauslehrerstelle auf Schloß Neuwied angenommen, die der Fürst zu Wied ihm bot. Aber er nahm sie, und mag sich dort manche Erkenntnis über den deutschen Adel verschafft haben, die ihm als Redakteur der satirischen Monatshefte zugute kam. Diese Erkenntnisse konnten auch von dem Umstand nicht beeinflußt werden, daß Friedrich Wilhelm IV. ihm Malaufträge gab. Nachdem die Monatshefte das Zeitliche gesegnet hatten, lebte er in Leipzig, malte manches ebenso rechte wie schlechte Bild, gelangte 1870 sogar noch einmal zu einiger Volkstümlichkeit, als gemeinsam mit Schneckenburgers Lied von der festen treuen Wacht am Rhein seine Zeichnung der Germania auf ebendieser Wacht in tausenden Exemplaren verbreitet wurde. In dem malerischen Werk ist der freche, mutige Redakteur der Düsseldorfer Monatshefte nicht wiederzuerkennen, wenigstens nicht der Mann aus den Jahren 47—49.

Dieser Lorenz Clasen mag als Redakteur etwa die Rolle des Ersten unter Gleichen gespielt haben. Man gewinnt von der Zeitschrift durchaus den Eindruck, daß sie in gemeinsamer grimmig-fröhlicher Arbeit im „Malkasten", der segensreichen Düsseldorfer Malervereinigung, entstanden sei, und daß Clasen nur auswählende und beratende Arbeit tat. Der Eindruck wird dadurch verstärkt, daß Clasen kaum Illustrationen lieferte, sondern seine sichtbare Mitarbeit auf ein Vorwort und auf den satirischen Textteil beschränkte.

Gemeinschaftliche Arbeit.

Es standen ihm aber genügend Freunde zur Seite, deren Witz und Grimm sich besser mit der Zeichen- als mit der Schreibfeder Ausdruck verschaffte. Ein ziemlicher Unfug wäre es, wollte man untersuchen, wer die besten, wer die meisten Zeichnungen geliefert hat, denn der Geist der Zeitschrift macht sich stärker geltend als der Persönlichkeitsstil der einzelnen Künstler, und Gemeinschaftsarbeit ist hier im schönsten Sinne des Wortes geleistet. Oft genug sind Illustrationen zu einem Aufsatz von zwei oder drei verschiedenen Künstlern. Keiner hat ein bestimmtes Motiv gepachtet. Da ihnen der Haß gegen das verfahrene Staatssystem mit allen seinen Begleiterscheinungen gemeinsam ist, lassen sie gemeinsam ihren Spott an ihm aus, und heute weiß der, morgen jener das Treffendste zum gleichen Thema unter anderer Beleuchtung zu sagen. Auch der eigentliche Zeichenstil ist durch das gleichmachende Verfahren des Holzschnitts (bzw. der Lithographie) ziemlich uniform geworden, sodaß sich hier wesentliche Unterschiede zum späteren Witzblatt etwa von der Art des Simplizissimus zeigen, in dem jeder Leser wußte, welche Motive etwa von Recznicek zu erwarten waren, und jeder, der halbwegs Kenner war, auch den Stil Gulbranssons oder Th. Heines kannte.

Durchsichtige Anonymität.

Damit ist für die Düsseldorfer Monatshefte allerdings keine Anonymität der einzelnen Beiträge bedingt. Jedes Bild ist mit einem Monogramm gezeichnet, der Leser wird wohl schnell die Monogramme der einzelnen Künstler gekannt haben, denn es besteht keine Schwierigkeit zu erraten, wer sich hinter den Initialen verbirgt, da auf der Umschlagseite die Namen der ständigen Mitarbeiter in alphabetischer Ordnung aufgeführt sind.

Biographie Schrödters.

Und standen nicht die allbekannten Buchstaben im Bildrand, sondern ein lustig geschwänzter Korkenzieher, so kannte Düsseldorf auch diesen

„Meister mit dem Korkenzieher", es war der weinfrohe Pommer Adolf Schrödter, der 1829 als 25jähriger an den Rhein gekommen war, um seine Wahlheimat nicht mehr zu verlassen. (Er starb 1875 in Karlsruhe.) Als Schüler der Düsseldorfer Akademie kam er, aber es dauerte nicht lang, bis er in herzhaftes Lachen über die trockene Historienmalerei ausbrach, die sich dort breitgemacht hatte, über all die „trauernden Juden" und die „trauernden Königspaare". Plötzlich geriet dann auch er ins Trauern und malte die „trauernden Lohgerber", denen die Felle davongeschwommen waren. Mit ihm lacht plötzlich Düsseldorf. Sein elektrisierender Witz, der schnell in vielen kleinen Bildern mit zechenden Mönchen, mit seinen besten Freunden Fallstaff und Don Quixote sich äußert, steckt an, sodaß er 48, als er das „Leben und Treiben des Abgeordneten Piepmeier" illustriert, längst in einem Kreise gleichweit von „trauernden Königspaaren" entfernten Künstlern steht.

Vor allem sind es Rheinländer, Söhne Düsseldorfs und seiner Umgebung, die diesen heiteren Ton begrüßen und schließlich mit Schrödter und anderen „Ausländern" jenen Kreis bilden, aus dem die Düsseldorfer Monatshefte hervorgehen konnten.

Sonderland.

Da ist I. B. Sonderland, 1805 in Düsseldorf geboren, also gleichaltrig mit Schrödter, der sich aus seiner anfänglichen Romantik herauslöst, und mit dem Jahr 1848 einen persiflierenden Humor in sich entdeckt, den eigentlich niemand von ihm erwartet hatte, und der auch nach diesen ereignisreichen Zeiten wieder verschwindet.

A. Achenbach.

Vor allem aber ist es der junge Andreas Achenbach, der eigentlich nur aus Versehen nicht in Düsseldorf geboren ist, denn seine Eltern sind Düsseldorfer, die eine Zeit lang durch die Welt ziehen, nach Mannheim, nach Petersburg, nach Cassel (wo Andreas 1815 geboren wurde) und schließlich wieder nach Düsseldorf kommen, wo Vater Achenbach eine Brauerei errichtet. Zu einer Brauwirtschaft gehört eine Kegelbahn, zu dieser wieder ein Kegeljunge, ein Posten, den Andreas zur vollen Zufriedenheit der Düsseldorfer Künstler bekleidete, die dort eine Art Stammaufenthalt hatten. Kein Wunder also, daß durch ihre Fürsprache der begabte Andreas bereits 10jährig auf die Malakademie geschickt wurde. Und wenn er auch ein halbes Dutzend mal wegen seiner Lausbübereien heruntergejagt wurde, so nahm man ihn doch immer wegen seines Talentes auf. Er wird ein Maler voll derber Niederrheinischer Gesundheit, der seine Bedeutung heute noch nicht

eingebüßt hat, wenn er auch zeitweilig nicht hoch im Kurse stand. Sein eigentliches Gebiet ist die Landschaft. Ein satirisches Werk größeren Stils hat er nie veröffentlicht, aber den Monatsheften liefert er prächtige Beiträge.

O. Achenbach.

Auch sein Bruder Oswald, in Düsseldorf geboren und beim Erscheinen der Monatshefte erst 20jährig, gibt der Zeitschrift gelegentlich eine so verblüffend gute und urkomische Idee (wie die vom Gespräch zwischen Kaiser und Deputierten), daß man sich wundert, seinen Namen nicht öfter hier zu finden. Aber es dürfte schwer festzustellen sein, wieweit der auf eine beinahe impressionistische Luft-Wasser-Malerei gerichtete Künstler im Gespräch mit seinen Freunden eine Idee für die Hefte angeregt hat, ohne sich an ihrer Ausführung, an dem Fixieren der Worte oder der Zeichnung, weiter beteiligt zu haben.

Camphausen.

Zu den Stadt-Düsseldorfern gehört auch noch W. Camphausen, der 1818 geboren wurde. Im offiziellen Werk Sittenbild und Schlachtenmaler, ist er als Mitarbeiter der Monatshefte ein Mann mit einer unerschöpflichen Menge von guten Einfällen vor allem dann, wenn es gilt, Adel und Militär in Grund und Boden lächerlich zu machen. Aber auch die freundschaftliche „Verhohnepiepelung“ (wie der Düsseldorfer sagt) ist ihm eigen. Schon 1845 gab er gemeinsam mit Ritter eine Mappe heraus, die das Seelenleben seiner Freunde beleuchtete: „Schattenseiten der Düsseldorfer Maler, nebst verkürzten Ansichten ihrer letzten Zeichnungen“, ein Werk, das allgemeine Freude erregte, und auch Ritter in den Kreis der Karikaturisten einbezog.

Ritter.

Henry Ritter war Auslandsdeutscher. In Montreal in Canada geboren, war er schon mit 19 Jahren in Düsseldorf und Schüler der Akademie. Gerade dem Weitgereisten müssen die vormärzlichen Verhältnisse in Deutschland unfaßbar gewesen sein. Darum ist er es auch, der so unbeschwert dumme Witze über diese Zustände machen kann, als wollte er sagen, „sowas ist doch eigentlich nur da, damit ein Witzblatt Stoff hat“. Diesen Stoff beutet er in einer fast unverschämten Art aus. Kaum hat er Zeit, seine Zeichnungen sauber durchzuarbeiten, weil er zuviel Stoff hat, über den er neue Karikaturen zeichnen muß. So bleiben bei ihm alle Dinge, die nicht direkten Bezug auf den Gegenstand des Witzes haben, nur bäuerlich grob skizziert. Seine

Zeichnungen gewinnen dadurch den Reiz des Unfertigen, Improvisierten, und er kann sich so erlauben, Typen hinzustellen, wie Jaromir, den Rittervater, der mit einem Menschen aber auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mehr hat, sondern ein vor Dekadenz und Schwäche aus dem Mond gefallenes Wesen zu sein scheint. Dabei ist gerade Ritter es, der eine Zeit lang ernst und ehrlich an einen befriedigenden Erfolg der Märzrevolution geglaubt hat. In zwei ganzseitigen Beilagen zu den Monatsheften bekennt er diesen Glauben: 1847 saß auf dem Thron ein alter König, umgeben von Heuchelei, Lüge, Schmeichelei, Roheit, Polizei, Sklaven und Automaten, der deutsche Michel lag in Ketten, ein gekrönter Moloch fraß das Volk. 1848 aber steht der König gestützt auf seinen Michel, der die Ketten zerrissen hat und die Jakobinermütze auf dem Kopfe trägt. Die Lüge liegt am Boden, die Gerechtigkeit steht aufrecht und gießt ihr Füllhorn über ein tanzendes Volk aus, Der Thron trägt die Inschriften: Einiges Deutschland. Constitution. Gebt dem König was des Königs und dem Volke was des Volkes ist. Daß dieser Glaube schmählich betrogen wurde, mag einer der Gründe sein, die Ritter bald nach 48 an einem schweren Nervenleiden erkranken lassen, das ihm die Mitarbeit an den Monatsheften unmöglich macht. Es erscheinen zwar noch Arbeiten von ihm, die wohl noch aus früherer Zeit stammen, denn sie behandeln keine aktuellen Ereignisse mehr, denen früher Ritters größte Liebe und sein bester Haß gegolten hatte. Reisen werden notwendig, 1852 kehrt er noch einmal nach Düsseldorf zurück, um sich dann 1853, wie viele der Besten, aus Deutschland zu stehlen. 1853 stirbt er in England an einem Blutsturz.

Hasenclever.

Manch gute Hand und manch witziger Kopf gehört diesem Freundeskreis noch an, wie Hasenclever, der Sohn des bergischen Landes, 1810 in Remscheid geboren, 1853 in Düsseldorf gestorben. Er liebt den Wein wie Schrödter, jedoch mit der höheren Achtung, die der Rheinländer vor diesem Trank hat, den der Pommer unbekümmert, und nur in großen Mengen aufnimmt. Man hat Hasenclever den „Hofmaler des Weines" genannt. Und so malt er auch, ein wenig distanciert, mit einem trockenen Witz, über den man desto herzlicher lacht, wenn er einmal eingegangen ist. Wir kennen ihn als Illustrator von Kurtums „Jobsiade", dem Hohelied des verbummelten Studenten.

Dann sind Namen wie Hosemann zu nennen, der aus Berlin seine Beiträge nach Düsseldorf schickt, dann Hildebrandt, der Professor der Akademie, C. F. Lessing, Scheuren, der Illustrator manches Rheinliederbuches, Tidemand, der norwegische Bauernmaler, Carl Hübner, der sozialistische Maler des „Weberaufstandes", schließlich Dr. Schröder, der politische Glossator der Monatshefte.

Inhalt der Satire.

Das große Thema einer Zeitschrift der 48er Jahre muß notwendig die Politik sein. Private, gesellschaftliche Dinge, gewiß, auch sie behaupten ihren Platz, aber eigentlich doch immer nur unter dem größeren Gesichtspunkt der allgemeinen politischen Entwicklung oder der Aufklärung über die Ursachen zu politischem Geschehen. So ist denn auch jeder Beitrag der Düsseldorfer Monatshefte, mag er über die Brotlosigkeit der Künstler oder die Dummheit der Frauen handeln, mit einer kleinen Spitze versehen, die in das politische Gebiet sticht.

Politik.

Zunächst und an bedeutendster Stelle ist es aber die Staatspolitik, an deren Unzulänglichkeit der Düsseldorfer Künstlerkreis seinen Witz erprobt. Jeder Mensch in Deutschland wußte, daß an die Fähigkeiten der „Behörde", jenes undurchsichtigen Mechanismus, nur bescheidenste Anforderungen zu stellen seien. Die Monatshefte machen das mit einem einleuchtenden Beispiel klar. Man fragt: „Was ist der Unterschied zwischen Leuten vom Leder und Leuten von der Feder?" und der Verstand des einfachen Mannes antwortet: „Ja, wissens, da haben mir drei Klassen davon. Die ersten sein die Deorethischen. Die verstehens, könnens aber nicht machen. Die zweiten seind die Bractischen, die verstehens nit, könnens aber machen. Die dritt sein die Deorethisch-Bractischen, die verstehens nit, könnens auch nit machen, und dazu gehört die hochlöbliche oberste Behörde."

Das ist eindeutig.

Aber nicht nur gegen den Staatsmechanismus an sich hat man seine Einwände, mit dem höchsten Staatsoberhaupt selbst, das gekrönt auf dem Thron Österreichs sitzt, muß irgendwas nicht so ganz stimmen, sonst könnte Oswald Achenbach nicht folgenden Vorfall publizieren: Eine Deputation erscheint vor dem Kaiser:

Deputation:	Kaiser.
Majestät, wir wollen 1. Preßfreiheit.	Wos ist denn das?
Daß ein jeder drucken lassen darf, was er will.	Do hoben's ganz recht.
2. Redefreiheit.	Jo, des mein i a, do hoben's scho wieder recht.
3. Und dann wollen wir wissen, wo die Steuern bleiben, die wir bezahlen.	Jo, da hoben's ganz recht, wo die hikumme, des müßte mer wisse, do hoben's ganz recht.
Dann aber, Majestät, muß der Fürst Metternicht fort.	So, glaubens das? Jo, der Metternich muß fort, — aber i glaub nit, daß ersch thuat, frogen's erst emol.

Aber nicht nur im deutschen Reich gibt es Könige, die einem nicht recht gefallen. Auch mit dem Oberhaupt des Nachbarstaates Frankreich stimmt 1847 etwas nicht. Zwar „Ludewiche gab's schon viele Unglückliche", doch dieser XVII. Ludwig tröstet sich in seinem Unglück bei einem birnenförmigen Geldsack. Es ist nun zwar wenig liebenswürdig, daß auch das deutsche satirische Blatt diesem König seine Ähnlichkeit mit der Birne vorhält, mit der ihn ganz Frankreich verspottet hat, aber die Monatshefte haben sich nun einmal das Ziel gesetzt, gegen Dummheit und Geldsucht zu kämpfen, gleich, ob die bedeutendsten Vertreter dieser Eigenschaften gekrönte Häupter, inländische oder ausländische sind.

Dieser Kampf kann aber nur dann erfolgreich geführt werden, wenn man mit offenen Waffen kämpfen kann, d. h. die Presse braucht Freiheit. Und so taucht dieses Thema immer wieder in manigfach veränderter Gestalt auf. Gleich die erste Nummer fordert in einer Künstler-Adresse an den Landtagsabgeordneten der Ritterschaft als ersten Punkt Preßfreiheit und bemerkt dazu:

> Wir sind übrigens loyale Bürger
> Und keineswegs phantastische Gedankenwürger.
> Drum sprechen wir zwar für die Presse.
> Aber nicht für die schlechte ...

Und als dann endlich die Märztage des Jahres 1848 die ersehnte Preßfreiheit brachten, mokiert man sich über russische Zustände, denn endlich konnte man jetzt (wenn auch verhüllt) sagen, was früher in Deutschland möglich gewesen war. Russische Übersetzungen deutscher Zeitungen lauten so:

Original: Gänzliche Aufhebung der Zensur! Volksbewaffnung! Verantwortlichkeit der Minister! Vereidigung des Militärs auf die Verfassung! Deutsches Parlament!

Übersetzung: Großherzogliches Verbot, alles in Frankreich gedruckte zu lesen! Vermehrung der Polizei! Erhöhung der ministeriellen Gehälter! Antrag des Volkes zur Werbung von Schweizen-Truppen zum Bundesschutz!

Dann aber kam es auch in Deutschland wieder anders, und im April 1849 weiß Schrödter (der sonst so weinfrohe Schrödter) zu berichten, daß man sich bald wegen der Verantwortlichkeit für Druckerzeugnisse an den Lumpensammler halten würde, weil Verfasser, Verleger, Drucker und Buchhändler bereits geflohen seien. Und auch die einzelnen Zeitungen, die ja eben während dieser Zeit die merkwürdigsten Schwenkungen vollführt hatten, nahm der Redakteur Clasen ein wenig kritisch unter die Lupe. Er versammelt die staatstreuen Zeitungen auf dem Blocksberg und es waren da.

„. . . denkt Euch den Wechsel der Welt! —
Auch die von Elberfeld,
Die jüngst auf den Barrikaden als Held.
Sie führte die alte gottseelige Sprach,
Nur sagt man ihr nach,
Sie wäre im Stillen zu haben für Geld.
Auch die von Köln, die Dicke, saß behaglich
Und unterhielt sich gelehrt und sprachlich
Sie entschuldigte sich gegen einige Tadler,
Daß sie damals abgeschafft den preußischen Adler.
Endlich darf man die Kreuzzeitung nicht vergessen,
Sie war beständig am Saufen und Fressen.
Für Gott, König und Vaterland
. . .“

Die Zeitungen hatten sich ihre Freiheit nicht bewahren können, und die Revolution hatte eigentlich zu nichts geführt. Dieses traurige Ergebnis spüren die Herausgeber der Monatshefte bereits, als noch nichts entschieden ist, als aber auch nichts getan wurde, was zu einer endgültigen Entscheidung führen mußte. Das Witzblatt wird in dieser Zeit zum Warner. „Seht, sagt es, so lächerlich macht Ihr Euch, wenn Ihr so fortfahrt“, und zeichnet ein Bild, das unterschrieben wird: „Fromme Wünsche oder deutsche Wünsche“. Es stellt die unmögliche Vereinigung der Krone mit der Freiheitsmütze dar, die jeden, der diese Kopfbedeckung trägt, dem Gespött preisgeben muß. Krone und Freiheit lassen sich nach Ansicht der Künstler jetzt nicht mehr vereinigen, der Zeitpunkt ist verstrichen. Aber ebensowenig geht es an, ein Volk zur Wahl aufzurufen, das sich von allen Seiten die verschiedensten Meinungen zuflüstern läßt, sich schließlich verzweifelt die Ohren zuhält und sagt: „Re-de-pu-mo-blik-kra-tie“ — dann haben wir alles, was wir wollen“. Mit diesem unselbständigen und uneinigen Volk ist nichts anzufangen, und auch nichts mit einem Volk, in dem eine große Schicht wühlt, um des Wühlens willen wie in Hamburg, von wo Ritter zu berichten weiß, daß man zwar längst eine Republik hat, aber Barrikaden baut, weil es einmal modern ist.

All diese satirischen Hinweise auf die unhaltbaren Zustände sollen warnen, zur Vernunft raten, aber schon der Ton dieser Warnung ist so, daß man spürt, wie die Redaktion überzeugt ist, daß die Sache der Freiheit hoffnungslos verfahren ist, und wie sie eigentlich die Hoffnung begraben hat, die sie kurze Zeit hegte, als jene optimistischen Bilder Ritters erschienen, die das Verhältnis zwischen König und Volk 47 und 48 beleuchteten. Bald betrachtet man die geänderten Zeiten unter ganz anderen Gesichtspunkten. Mit der „Mode dreier Jahre“ verhielt es sich nämlich so: Man trug 47 die Michelmütze, 48 die Freiheitsmütze, 49 die Narrenkappe.

Das Gefühl, genarrt worden zu sein, beherrscht das Ende des Jahrgangs 48 und den Jahrgang 49. In einer Zeichnung voll trauriger Komik wird die Reaktion, die aus den Gräbern steigt, begrüßt und zwar von gestürzten Ministern, Geheimräten, vom Adel, von Königen (denen ein Spruchband „oh hätten wir doch nichts versprochen" zum Munde heraushängt) ferner vom Geldphilistertum, vom Preußenverein und von den Gendarmen. Schließlich tritt der alte Geist seine Regentschaft wieder an, „in Erwägung, daß das deutsche Volk bewiesen hat, daß ihm ein sogenanntes einiges Deutschland nicht Bedürfnis ist". Das Dekret wird „gegeben nach neuerwachtem Leben / Nach restaurierter Courage / In unserem Schloß Blamage".

Das klingt alles sehr traurig, man spürts auch, wie plötzlich die Freude am Witz wegbleibt, denn es gilt ja nicht mehr zu kämpfen, man hat den Kampf verloren. Nun zeichnet man zwar ein neues Reichssiegel, aber man hatte gehofft, daß es anders aussehen würde. Jetzt enthält es eine Mittelgruppe (Germania verdrischt dem Michel den Hosenboden) und drei Randgruppen: Liberté, Egalité und Fraternité. Die Liberté wird durch einen Mann in Ketten symbolisiert, die Egalité durch marschierende Truppen, die Fraternité durch zwei sich schlagende Brüder.

Nach dem Jahre 49 verschwindet der eigentliche politische Witz ganz. Er birgt zu viel Gefahren in sich. Außerdem lockert sich der Düsseldorfer Kreis beträchtlich. Der kranke Ritter muß ihn verlassen, Hasenclever stirbt, Schrödter zieht fort. All das bewirkt, daß die Monatshefte nach 49 eigentlich nur noch ein recht harmloses Witzblatt sind, das von der Forschung später nicht mehr beachtet wurde, sodaß in den meisten Werken, die die Monatshefte erwähnen, die Ansicht herrscht, sie wären schon 48 eingegangen, obgleich sie noch bis 1859 ein friedliches Dasein führten.

Gesellschaftssatire.

Ihr Stoff ist nach 49 die Gesellschaftssatire, die selbstverständlich auch in den vorangehenden Bänden nicht fehlt, doch war sie da schärfer und stets von einem allgemein-politischen Standpunkt gehandhabt.

Adel.

Die liebste Gattung von Mitmenschen war den Monatsheften unbedingt der Adel, dem der Kampf ja auch eindeutig im Programm angekündigt war. So zeichnete Camphausen eine prächtige Serie „Ritterliche Belustigungen von ehemals und heute". Der gegebene Sport für einen Rittersmann ist unbedingt das Reiten. Nur saßen früher die Ritter auf den Pferden, waren mit langen Spießen bewaffnet, mit denen sie sich gegenseitig durch und durch stachen, und das Ganze

nannte man Turnier. Heute hat man diese wilden Sitten abgelegt und begnügt sich damit, mit einem Fernrohr behaftet auf den sicheren Zuschauerplätzen der Rennbahn zu erscheinen. Das kann man so zeichnen, daß sowohl der Tournierritter als der moderne Ritter unsagbar komisch wirken, daß man aber doch über den mittelalterlichen Bilderbuchhelden, dessen Blutrünstigkeit offensichtlich aus Mutwillen übertrieben wurde, herzhaft lacht, während man den dekadenten Rennbahnadel prügeln möchte. Das ist ja der Sinn der Übung, und in eben diesem Sinne wird die Serie fortgesetzt. Früher spießte der Speer in der rechten des ritterlichen Jägers gleich zwei Wölfe auf einmal auf, während seine Linke den dritten Wolf erwürgte und sein Fuß den vierten zertrat. Das war ein Kerl! Heute macht der bebrillte Gutsherr in Begleitung von drei bürgerlichen Jagdkundigen und zwei Hunden Jagd auf einen einzigen harmlosen Vogel. Der Adel ist feige geworden. Das führen die Düsseldorfer Monatshefte ihren Lesern eindeutig vor Augen. Aber nicht etwa, daß er die Furcht vor körperlichen Leistungen durch geistige Eigenschaften wett machte! Im Gegenteil. Nicht nur dumm ist der Adel, sondern im höchsten Grade ungebildet. Man besucht ein Konzert. An der Wand hängt der übliche Programmanschlag: Beethoven, Symphonie C-Moll. Die Dame von Adel frägt: „Nun, was werden wir denn heute genießen?“ und der Herr von Adel antwortet: „Ein gewisser Beethoven wird die Symphonie von Carl Moll spielen“. Ein Witz, wie man ihn in späteren Zeiten über Raffkes gemacht haben würde — die Monatshefte münzen ihn auf den Adel!

Militär.

Adel und Militär sind für den rheinischen Künstler die beiden Wurzeln alles Übels, denn im Militär sehen sie nichts als die Fortsetzung adliger Dummheit, Anmaßung und Überheblichkeit. Schon die Tatsache, daß die Kinder des hohen Adels als Offiziere geboren werden, ist dem Rheinländer, in dessen Heimat es nie bedeutenden Adel gegeben hat, ein Witz. Und so ist es denn recht billig, ein Bildchen zu zeichnen, das einen kaum aus den Windeln gekrochenen Leutnant auf dem Arm seines Erziehers zeigt, dem die Meldung erstattet wird: Es beliebt zu regnen. Wollen Herr Lieutenant sich nicht ins Quartier zurückbegeben?“ Der Kinderwagen steht als Quartier für den Säugling bereit, die Truppen aber marschieren im Hintergrund durch strömenden Regen. (Das gleiche Witzmotiv kehrt übrigens in der Vorkriegszeit im Simplizissimus wieder. In der prinzipiellen Ablehnung des Militarismus haben die Monatsblätter hier geradezu einen Nachfolger gefunden.) Ist der adlige Offizier dumm und unfähig, so ist es der gemeine Soldat aber ert recht, denn er wird nach Ansicht der Monatshefte dumm geprügelt. Unerträglich scheint es den Künstlern, daß der Soldat bewußt dumm gehalten wird, und schließlich alles aus tierischem

Gehorsam verrichtet, ohne zu wissen, warum und wozu. Da steht dann solch ein Soldat vor einem Schilderhaus und fragt sich: „Was haben's denn nur an das alte Brettkastl g'fresse. daß mir hier stehe und das Ding bewache tut".

Es sind nicht Einzelheiten des militärischen Apparates, die von den Monatsheften bekrittelt werden, sondern die empörende Einrichtung des Militärs an sich, in dem — nach Ansicht der Monatshefte — die wehrfähigen Männer zu einem Gehorsam aus Furcht und Gewohnheit erzogen werden, um sie im gegebenen Augenblick als mechanisches Kriegswerkzeug bereit zu haben. Man ist sich auch durchaus dessen bewußt, was zur Heraufzüchtung eines Militärgeists beiträgt, man weiß, daß alle die, die Freude an Aufzügen und Massenversammlungen haben, immer wieder durch eine Uniform gefangen werden, und daß der Wunsch eines jeden Bürgers eine solch blitzende Uniform ist. Darum muß man auch die Uniform an sich ins Lächerliche ziehen, wenn der Öffentlichkeit die Ansicht der Monatshefte beigebracht werden soll. Und so macht man denn einen Vorschlag zur Uniformierung der Zivilbeamten. Der Schulrat soll eine Uniform bekommen, und man malt ihn in seinem ganzen Schmuck. Als Helmbekrönung starren Griffel und Federn, als Tornister ist der Schulranzen vorgeschlagen (selbstverständlich mit baumelndem Tafelschwämmchen). Zünftiger als der Säbel ist der Riedstock an der Seite und so ist dann schnell eine Uniform hergestellt, um die kein Mensch diesen Rat beneiden würde. Damit ist natürlich der Reiz dieses Kleidungsstückes dahin.

Proletariat.

Das ist die Stellung der Monatshefte zu den sogenannten höheren Gesellschaftsschichten. Man haßt sie ehrlich und da ist schnell zu einer guten Satire Stoff gefunden. Viel schwieriger ist die Stellung zum Proletariat, dem die Monatshefte ja eigentlich dienen und helfen wollen. Aber den Künstlern ist dieser gänzlich ungebildete, primitive Proletarier zu fremd, als daß er ihn wirklich verstehen, als daß er auch seine eigentlichen Schwächen erkennen und sie durch Satire bewußt machen könnte. Wenn die Monatshefte sich das Proletariat zum Vorwurf nehmen, so spricht man eigentlich nicht von ihm selbst, sondern von seiner unwürdigen Behandlung durch die Behörde wie in dem Falle, wo man die „milden Beiträge der Regierung für Schlesien" aufzeigt. Es sind Särge. Man weiß eben 1848 noch nichts vom Proletariat und es ist daher sogar möglich, daß in den Monatsheften am 10. April 1848 eine „Petition der arbeitenden Klasse an den Stadtrath" erscheint, in der doppelte Löhnung, halbe Arbeit und blauer Montag verlangt werden. Die Petition trägt dann die Unterschrift:: „Bummelines, Arbeit. a. D." Man arbeitete damals aber noch durchschnittlich im 12-Stundentag.

Die wirkliche satirische Behandlung des Proletariats mußte einem späteren Witzblatt überlassen werden. Der Simplizissimus ist dieser Aufgabe gerecht geworden und hat seinem Publikum die Augen für das Elend dieser Menschen, die sich kaum noch gegen Schmutz und Verkommenheit wehren, zu öffnen gewußt. Dazu war die Zeit 1848 noch nicht reif.

Der Jude.

Merkwürdigerweise treffen wir aber gleich nach der verfehlten Revolution immer wieder und mit immer wachsendem Haß die Karikatur des Juden, der sich den Verdienst der deutschen Arbeit nimmt, und der auch aus der 48er Revolution noch Vorteile gezogen hat. Schon im April 48, als man sich des Fehlschlags bewußt war, erscheint eine ganzseitige Zeichnung Andreas Achenbachs „Apotheose und Anbetung des Götzen unserer Zeit". Der Bürger thront auf einem Geldhaufen, die Juden stehen ihm zur Seite, die Könige knien. Das war das Ende der Revolution von 48: Geldphilistertum im Verein mit dem Juden hat über die Monarchie gesiegt, nicht aber das Volk, das seine Haut zum Markte getragen hat. Später hält man sich umso mehr an den Juden, als man einen Angriff auf die eigentliche Politik nicht mehr wagt. Man versteht, seine charakteristischen Eigenschaften in so verblüffender Weise immer wieder neu hinzustellen, daß man über den an sich alten Witz immer lacht. Eigentlich ist stets der Jude dargestellt, der mit einem Lächeln, als hätte er seinem Partner einen Gefallen erwiesen, seinen Vorteil einstreicht. Der Jude nähert sich z. B. einem Manne, der seine Pfeife stopft. „Erlauben Sie, daß ich mir ä Pfeif mitstopf?" Seine Pfeife ist aber 10mal so groß als die des Tabakspenders.

Die Düsseldorfer Monatshefte erkennen sehr wohl die Gefahr, die das Judentum für Deutschltnd bedeutet. Sie warnen, aber diese Warnung klingt nicht kräftig genug. Immerhin ist bemerkenswert, daß der Judenwitz in den Monatsheften nicht der zufällige war, wie wir ihn in der Neuen Rheinischen Zeitung gefunden hatten. Er wird planmäßig gepflegt. 1855 bringt die Schlußnummer z. B. ein Bild mit der Unterschrift: „Ende Jut alles Jut" und ein Jude reitet mit gefüllten Geldsäckeln von dannen. Man hat den Jahrgang also bewußt zum Kampf gegen das Judentum eingesetzt.

Verwunderlich ist, daß der gute, biedere Bürger, der doch sonst manchen Spottes würdig war, von den Monatsheften beinahe als nicht vorhanden betrachtet wird. Er wird totgeschwiegen und mehr oder weniger bewußt scheint auch für die Monatshefte der Grundsatz zu herrschen, der in der Neuen Rheinischen Zeitung einmal ausgesprochen wurde: „Es gibt kein langweiligeres Geschöpf als den Bourgois. Interessant sind nur die Aristokraten und die Proletarier". Auch Kirche

und Geistlichkeit spielen in den Monatsheften keine Rolle und selbst Frau, Erotik, Ehe, diese beliebtesten Witzblattstoffe, lassen die Monatshefte beinahe unbeachtet. Wird die Frau zum Gegenstand des Witzes, dann etwa in folgendem Zusammenhang: Dargestellt ist ein aufgefundener „Fries vom Tempel der Emanzipation". Und in ganz dem Zeichenstil, den man in archäologischen Werken zu finden gewohnt ist, ist eine Frau mit der Jakobinermütze dargestellt, die neben einem Berg großer Bücher sitzt, während daneben ein Mann sich quält, einem Kinde die Flasche zu geben. Es ist also nicht die Frau in irgendeiner Verbindung mit dem Begriff der Erotik, auf die diese Satire gemünzt ist, sondern die Emanzipationsbewegung wird ein wenig lächerlich gemacht. Und dann spielt gerade in diesem Falle noch ein zweites Interesse hinein, nämlich das Interesse an gerade dieser Darstellungsweise.

Kunst.

Der Düsseldorfer Malerkreis kennt nämlich außer dem Adel und dem Proletariat noch eine Gruppe, die wichtig ist: Die Künstler und alle diejenigen, die sich mit der Kunst befassen. Dazu gehören Kunstwissenschaftler, Archäologen und Kunstkritiker.

Archäologie.

Den Archäologen gilt nun die besondere Liebe der Düsseldorfer und vor allem die Henry Ritters. Er versteht meisterhaft, ihre schematische Zeichenart nachzuahmen, wie eben in jenem Fries vom Tempel der Emanzipation. Er weiß aber das Handwerk des Archäologen noch besser zu kennzeichnen. Er skizziert ein antikes Relief, das für die Augen eines Unbefangenen unzweifelhaft die etwas lädierte Inschrift „Frische Wurst" trägt und ein ausgenommenes Schwein mit einem Kranz Würste darstellt. Die Wissenschaftler vom Spaten stellen nun tiefsinnige Betrachtungen an, ziehen die unerläßlichen Ergänzungslinien und selbstverständlich kommen drei verschiedene Wissenschaftler zu drei verschiedenen Ergebnissen: 1. Dargestellt ist ein Priester mit Opferschweinchen, 2. die Geburt der Venus, 3. Theseus, der seine Söhne opfert. Jeder belegt seine Ansicht eindeutig durch gestrichelte Linien und über dem Ganzen könnte stehen, „warum so einfach, wenns auch kompliziert geht". Ein ähnlicher Spott auf die Umstandskrämerei der Herren Archäologen findet sich in einer langen Artikelserie „Ausgrabungen einst berühmter Städte". Hier ist der Ulk auf die Spitze getrieben. Mit aller Umständlichkeit sucht man nach 1000 Jahren die Städte auszugraben, die heute noch blühen. Man findet von jeder Stadt gar zu bezeichnende Dinge, wenn die Archäologie sie in 1000 Jahren natürlich auch nicht mehr zu deuten vermag, denn dafür handelt es sich ja um eine Wissenschaft. Von München z. B. findet man einen Bierkeller, ein Faß Pschorr-Bräu und einen Zapfhahn, aus

dem man aber mit der entsprechenden Strichelung eine Öllampe macht, denn so einfache Gegenstände erkennt kein Ausgraber. Von Elberfeld findet man eine Wage, auf der Schale links liegt ein menschliches Gerippe, rechts liegt ein Beutel Geld (denn in Elberfeld wog man Menschen nach Vermögen). Von Düsseldorf blieb ein Mostertpott und der Mahnbrief einer Wirtin an einen Maler, der seine Miete nicht zahlte. Berlin hingegen hat der Nachwelt weit verdächtigere Dinge hinterlassen. Die Schloßfreiheit findet man und gibt dazu die Erklärung: „Hier herrscht vollkommene Freiheit, nur ist sie hinter Schloß". Einen Silbergroschen findet man. „Silber", glauben die Archäologen aber, wird nur eine Allegorie gewesen sein, denn dieser Groschen habe durchaus keinen Silbergehalt, allerdings stellt man auch die Betrachtung an, ob nicht die in der Nähe gefundene „Schießbaumwolle zerstörend auf das Metall gewirkt, und das vorhanden gewesene Silber aufgezehrt hat".

Gerade in diesem Stück haben wir ein Beispiel, wie die glänzende Satire der ersten Jahrgänge in den privatesten Dingen das Allgemeine trifft. Zunächst ist es hier die Umständlichkeit der Archäologie, über die sich die schaffenden Künstler lustig machen, gleichzeitig werden die deutschen Städte charakterisiert und in ihren „Wahrzeichen" verspottet, schließlich aber wendet sich die Satire wie nebenbei der Staatspolitik zu: Der Militarismus saugt das Land aus.

Hungernde Kunst.

In dieser Weise ist jeder Beitrag aus den Jahren 47—49 politisch zu fassen, auch wenn die Maler ein Klagelied auf die Kunst singen, die in diesen Zeiten buchstäblich verhungern muß, und deren Beerdigung man sich schon im Geiste als Tatsache denkt. Sonderland hält diesen seltsamen Leichenzug im Bilde fest. Schwarze Schemen tragen ein großes schwarzes Etwas und wenn man näher zusieht, geht einem auf, daß jene Schemen in Trauergewänder gehüllte Pinsel sind, die auf einer Bahre das unbeschäftigte Malgerät einhertragen. Das Ganze ist so unvergleichlich komisch, weil einem Einzelheiten erst vor und nach aufgehen und man, selbst wenn man dieses Blatt eine halbe Stunde in der Hand gehabt hat, immer noch neue, traurig-komische Dinge entdeckt. Der Malerei geht es also herzlich schlecht und es hilft auch nichts, wenn man wie Kaufleute handelt, und um einen Zoll auf alle gute ausländische Kunstware bittet, damit auch die schlechte inländische verkauft wird. Nein, man kommt zu der Feststellung, daß die einzigen wirklichen Proletarier des Jahres 48 Appollo und die Musen sind.

Kunstkritik.

Wird der Kunst von der unwissenden Kritik dann noch solche Würdigung, wie uns die Monatshefte glauben machen wollen, dann steht

es wahrhaft schlecht um die armen Künstler, denn da verwechselt der „Kenner" Hasenclevers „Jobs im Examen" mit C. F. Lessings „Huß vor dem Konzil zu Costniz". Das entmutigt die Maler so, daß sie an den Rand des skizzierten Jobs-Bildes die Katalog-Nummer schreiben und in einer Anmerkung den entsprechenden Auszug aus dem Katalog geben, obgleich dieses Bild bei den Lesern der Monatshefte ohne weiteres als bekannt vorausgesetzt werden konnte. Trotzdem wird gerade hierdurch bei jedem Leser eine gewisse Eitelkeit wachgerufen worden sein, er wird befriedigt festgestellt haben, daß er dieses Bild gleich erkannt habe und er wird — sich selbst des eigentlichen Grundes unbewußt — eine Sympathie für die Monatshefte gefaßt haben, die ein Zeitschriftenunternehmen nun einmal braucht.

Dichtung.

Aber nicht nur der Malerei geht es schlecht. Auch die Dichtkunst kann sich begraben lassen, denn an Stelle Goethes schätzt man das Werk seines Schwagers Christian August Vulpius, der dem Räuberhelden Rinaldo Rinaldini das Leben gegeben hatte. Die 16 Bände dieses Werks beglückten nun in vielen Auflagen die Welt. Diesen, ein wenig von Schillerschen Räuberidealen angehauchten Helden, wissen die Düsseldorfer Künstler vorzüglich zu parodieren. Mit ihm wird eine Schauerbildreihe veranstaltet, aus der keiner der Beteiligten lebend hervorgeht. Geht es aber dem Helden des Herrn Vulpius in den Monatsheften äußerst schlecht, so befürchtet Th. Hosemann (der Berliner), daß es dem Helden Goethes, Faust, noch schlechter gehen würde, wenn er im augenblicklichen deutschen Polizeistaat lebte. Er malt sich aus, wie Faust schon als Student auf den rechten Weg geführt worden wäre, indem er nämlich einen Weg voll Knüppel, Säbel und bezopfter Polizei hätte wandern müssen. Diese obrigkeitlichen Züchtigungswerkzeuge sind in Deutschland schon so zur Natur geworden, daß Fausts Lebensweg von Bäumen bestanden gewesen wäre, auf denen schon fertige Knüppel wuchsen.

Dies ist die Art, in der die Monatshefte in ihren besten Jahren Dichtung und Dichter zum Stoff ihrer Satire machen, später wird man auch hier anspruchsloser. Der literarische Witz ist dann zwar, weil er recht ungefährlich sein kann, ein willkommenes Motiv, das aber erschöpft wird, indem man Parodien auf allbekannte klassische Werke liefert oder Moritaten verfaßt und illustriert. Auch für den guten literarischen Witz bedeutet der Ablauf des Jahres 1849 das Ende.

Stil.

Bisher war vom Stoff der Satire die Rede, und wenn auch die Stoffauswahl schon in vielen Dingen auf den Geist der Zeitschrift schließen läßt, so ist es doch notwendig, den Stil aufzuzeigen, damit eindeutig

zu ersehen ist, wie die Satire der Düsseldorfer Monatshefte beschaffen war.

Ganz neu im Verhältnis zur Satire der Karnevalszeitung und der Neuen Rheinischen Zeitung ist hier die Bedeutung, die das Bild einnimmt. Für die 1825 erscheinende Karnevalszeitung war die durchgehende Bebilderung ein Ding, an dessen Möglichkeiten man noch gar nicht dachte. Üblich war in einer solchen Zeitschrift eine Titelvignette, die ja auch am Kopf der Offiziellen Carnevalszeitung von Köln angebracht ist. Erst nach der Gründung des englischen Penny-Magazins dachte man auch in Deutschland an eine Holzschnitt-Illustrierte-Zeitschrift und in gewisser Weise sind die Düsseldorfer Monatshefte Nachahmer des deutschen (Leipziger) Penny-Magazins und der Münchener Fliegenden Blätter, eines der ersten deutschen illustrierten Witzblätter. Aber Nachahmer eben nur soweit, als sie die Idee der Bebilderung durch den Holzschnitt aufgreifen. Daß bei dem gleichzeitig erscheinenden Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung eine bildliche Ausstattung noch gar nicht in Betracht gezogen wird, dürfte selbstverständlich sein. Das Bild in der Tagespresse war 1848 noch längst nicht fällig, wiel weniger das im Feuilleton, das erst in jüngster Zeit auftaucht und im reinen Feuilleton heute noch selten ist.

Dem Rheinland ist also rein äußerlich die Form der illustrierten satirischen Zeitschrift, wie sie die Düsseldorfer Monatsheft verkörpern, 1847 gänzlich neu. Es handelt sich hier in gar keiner Weise um ein illustriertes Buch, das in Fortsetzungen geliefert wird oder um eine Bildserie wie etwa die „Randzeichnungen zum Leben der Düsseldorfer Maler", es ist eine satirische Zeitschrift, wie das Rheinland an sich schon manche gekannt hat (z. Zt. der franz. Rev. z. B., als „Brutus der Tyrannenfeind" für, und Trenk von Tonder in seinen „Todtengesprächen" gegen die Revolution kämpften). Nur ist in den Monatsheften alles viel manigfaltiger geworden. Nicht mehr eine Feder schreibt, sondern viele Federn, und man schreibt eben nur noch die Hälfte, die andere Hälfte wird gezeichnet, und zwar von Menschen gezeichnet, deren Zeichenstift ebenso laut redet, wie ihre Worte.

Zeichentechnik.

Aber eben weil die Monatshefte von Künstlern und nicht von schnell zufriedenen Handwerkern gestaltet werden, schwankt die Wiedergabetechnik der Zeichnungen. Der einfach-derbe Holzschnitt der ersten Wiedergabe genügte ihnen nicht, und man kam darauf, jeder Nummer wenigstens eine Beilage zu geben, in der eine etwas vollkommenere Technik geübt wurde. Diese Beilage-Zeichnungen wurden in Federlithographie oder in Kreidemanier auf Tongrund wiedergegeben, und die Federlithographie finden wir nachher auch im Inneren des Heftes. Zu einer Nummer gibt es dann auch 2—5 Beilagen! Außerdem schei-

nen noch Jahresprämien gegeben worden zu sein, denn zu Beginn des 12. Bandes wird im Vorwort bemerkt, daß man bestrebt sei, dem Publikum durch ausgewählte Preise zu gefallen. Zu dieser Zeit hätte man aber wohl besser getan, mehr Wert auf die Ausgestaltung des Blattes selbst zu legen, denn auch rein äußerlich macht der Holzschnitt des letzten Jahrganges einen recht verwahrlosten Eindruck.

Verhältnis von Wort und Bild.

Trotzdem man aber dem Bild zunächst diese Sorgfalt zuwendet, stehen Wort und Bild etwa im Verhältnis 50 : 50 zueinander. Das Neue einer solchen Illustration bedingt die Unsicherheit. Und man experimentiert ja auch nicht mit dem Zeichenstil an sich, sondern mit der Druckkunst. Für das Wort bestehen keine Druckschwierigkeiten, also hat es keine Probezeit durchzumachen. Es glänzt in ziemlicher Vollkommenheit von der ersten Nummer an, denn der rheinische Maler ist durchaus nicht auf den Mund gefallen und hat etwas Komisches immer noch schneller erzählt, als ermalt.

So gibt es denn in dieser Zeitschrift der Maler eine ganze Reihe komischer Dinge, deren Wirkung man auf dem Wort beruhen läßt. Es gibt aber auch ebensoviel Bilder (meist kleineren Formats), die gänzlich ohne erklärendes Wort für sich sprechen. In solchen Bildern ist Camphausen besonders groß.

Das Bild kann dem Wort dienen, denn es ist oft Beigabe zu einem längeren Artikel und scheint manchmal nur aus umbruchtechnischen Gründen dazustehen. Dann wieder tritt das Wort ganz hinter dem Bild zurück, und es steht z. B. unter einer Zeichnung nur das erklärende Wort „Schulrat".

Häufiger aber noch ist es so, daß sich Wort und Bild ergänzen und erst miteinander einen wirklich schlagkräftigen Witz ergeben. Das ist z. B. so, wenn unter dem Bild, das eine höchst komische Vereinigung von Krone und Freiheitsmütze darstellt, die Bemerkung steht: „Fromme Wünsche oder deutsche Wünsche". Das Wort erklärt und treibt damit die Satire auf die Spitze. Die gleiche Aufgabe kann aber auch dem Bilde zufallen, sodaß sich Wort und Bild in der Bedeutung für den satirischen Wert des Blattes die Waage halten. Nicht allerdings für die Publikumswirkung, denn dem Publikum wird, neben dem behandelten politischen Stoff, vor allem das Bild Anreiz gewesen sein, das man sehr geschickt handhabte. Denn obgleich die Reproduktion Stileigentümlichkeiten der einzelnen Künstler ziemlich verwischte, wußte man dafür zu sorgen, daß das Gesamtbild der Monatshefte nicht langweilig wurde. Man verwandte bald für die feineren Arten der Wiedergabe (etwa zu einem Artikel zum Lob des Weines) die Federlithographie, während für die derbe Karikatur der Holzschnitt ja wie geschaffen war. Man

richtet sich also auch in der Drucktechnik nach der (Einkleidungs)form der Satire, nach dem jeweiligen Witztypus.

Realismus der Satire.

Die Düsseldorfer Maler, deren Schaffensperiode man als Zeit des beginnenden Realismus kennzeichnen kann, zeigen auch in ihrer Satire eine Vorliebe für den Anschein des Wirklichen. Man tut gern so, also ob das Komische, das man berichtet, sich in ganz der Weise zugetragen habe, wie es nun auf dem Papier steht. Man stellt fest: Es war in der Stadt X eine Militärparade, die so auslief: ... Solche Berichte werden auch im Bilde dargestellt, wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen haben mögen, und man merkt diesen Zeichnungen dann an, daß ihre Autoren gewohnt sind, Porträt und Genre zu malen. Diese anspruchslos realistischen Aufzeichnungen einer Begebenheit, deren Stoff soviel Komik enthält, daß sie nicht durch eine bestimmte Form gesteigert zu werden braucht, gehört zu den stärksten Seiten der Düsseldorfer.

Spiel mit dem Unmöglichen.

Reicht dem Rheinländer sein Vorrat an wahren Geschichten nicht aus, so kommt seine rege Vorstellungswelt ihm zu Hilfe, und er weiß Dinge zu erzählen, deren Unwahrheit ein Blinder mit dem Stock fühlt. Aber man hört ihm dennoch gern zu, weil er sie so hübsch zu berichten weiß, und weil er gerade hier im Stillen manch kräftigen Stich verteilt. Das verstehen die Düsseldorfer prächtig! Sie lügen das Blaue vom Himmel herunter, versetzen Zeitungen auf den Blocksberg, zeichnen ritterliche Kampfspiele, die mit baumstammdicken Lanzen ausgefochten werden und erklären den mittelalterlichen Ritter für so tapfer, daß er selbst ohne Kopf weiterkämpft. Diese gänzlich erdichteten Dinge kann man dann auch in dichterische Form kleiden. Die Sache von den Zeitungen auf dem Blocksberg ist in Versform gebracht.

Vers.

Hier kommen durch Reim und Versmaß die komischsten Verbindungen zustande. Man darf z. B.

> .... die Kreuzzeitung nicht vergessen,
> sie war beständig am Saufen und Fressen
> für Gott, König und Vaterland.

Die Frechheit scheint hier geradezu zufällig und nebenbei durch den Reim verschuldet zu sein. Die Begriffe „Saufen und Fressen", sonst von den Begriffen „Gott, König und Vaterland" meilenweit ent-

fernt, scheinen plötzlich eine Beziehung zueinander zu haben, obgleich das Wörtchen „für“ ja eigentlich zur Losung der Kreuzzeitung gehört, und hier nicht notwendig eine logische Verbindung zu „Saufen und Fressen“ darzustellen braucht. Trotzdem stellt es sie natürlich her, und man lacht höchst erfreut über diesen guten Einfall, denn der Kreuzzeitung war man im Rheinland längst nicht mehr hold. Einen solchen Witz, der entfernteste Begriffe miteinander verbindet, nennt Eckertz in „Formen des Heineschen Witzes“[15]) akkordisch. Und obgleich mir dieser Begriff nicht ganz zutreffend scheint (denn die Töne eines Akkordes sind sich nicht fremd) mag gerade hier eine Verbindung zu dem Witz zu schlagen sein, den auch wir als von Heine geprägt erkannt haben. Wir finden also Heines Spuren auch in den Düsseldorfer Monatsheften, wenn auch längst nicht in solcher Unbedingtheit, wie in der Neuen Rheinischen Zeitung. Dazu sind die Düsseldorfer Künstler zu selbständig schaffende Naturen. Gelegentlich begegnet uns zwar ein Vers, der direkt aus einem Heineschen Gedicht genommen sein könnte („Ludewiche gabs schon viele ungückliche“) und auch der Sinn für komische Wortbildungen wie Re-de-pu-mo-blik-kra-tie mag ein Heinesches Erbe sein, aber dieses Erbe geht doch auf im eigenen Geist der Zeitschrift und schaut uns nicht wieder aus jeder Zeile wie ein alter Bekannter an, wie gelegentlich im Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung.

Wenn diese, als Wortgebilde an Heine erinnernden Sinnungetüme wie Re-de-pu-mo-blik-krat-tie in die Zeichnung übersetzt werden, so denken wir allerdings an keinen Einfluß von außen mehr.

Karikatur durch Verunklärung.

Es entsteht dann eben eine Freiheitsmützenkrone, die beste Karikatur auf die Zerfahrenheit der revolutionären Wünsche, oder es entsteht Sonderlands Kunstbeerdigung, vor deren schemenhafter Zeichnung man auch zunächst ebenso fassungs- und verständnislos steht, wie vor solchem Zwitterwort, bis einem nach und nach der Sinn und die tolle Komik der Dinge aufgeht. Dann aber ist die Wirkung umso nachhaltiger.

Karikatur durch überscharfe Feststellung.

Verspottet hier Sonderland durch seine geheimnisvoll verschleiernde Zeichnung, so weiß man aber auch, daß durch einen entgegengesetzten Stil, durch überklares Herausstellen von Einzelheiten, beste Wirkungen erzielt werden können. Ein solches Verfahren wird z. B. bei den Uniformen der Zivilbeamten angewandt. Man braucht keine Sorge zu haben, daß man auch nur einen Augenblick im Unklaren gelassen

15) Diss. Rostock 1908.

wird, woraus der Helmknauf eines Medizinalrats besteht. Das ist eindeutig eine Medizinflasche mit dem lustig flatternden Anhängezettel, dem etwas kümmerlichen Ersatz für den stolzen Federbusch einer schneidigen Uniform. Die Satire hat hier die eindeutige Form der zwar subjektiven, aber einleuchtenden Feststellung: „So wird die Uniform eines Medizinalrats auszusehen haben". Und die Zeichnung ist so klar und übersichtlich, wie die eines Schmetterlings in einem Zoologiebuch. Das was festgestellt wird, ist aber so unglaublich komisch und verhöhnend, daß es weit entfernt vom Gebiet des Wirklichen oder Möglichen ist, es ist das Beiwerk, was diese ernsthafte Feststellung gänzlich unmöglich macht. Eine Uniformierung der Zivilbeamten? Warum sollte das im preußischen Staate ausgeschlossen sein? Aber das Beiwerk zur vorgeschlagenen Uniform ist eine Karikatur auf die Uniform allgemein und den jeweiligen Beamtenstand im Besonderen. Den gleichen Witz finden wir auch im Wort. Eine Unterredung zwischen einer Abordnung und dem Kaiser, bei der der hohe Herrscher nicht gerade klug erscheint, wäre durchaus möglich gewesen, denn keiner maß dem neben Metternicht stehenden Franz I. irgendwelche entscheidende Bedeutung bei. Aber eben die niedergeschriebenen Worte aus dem Munde eines Herrschers (s. S. 69), sind Karikatur auf das Kaisertum an sich. Es ist hier die Art der Satire gebraucht, die den Gegenstand vernichtend trifft, nicht an ihm zu verbessern sucht, sondern ihn dem allgemeinen Gespött oder der allgemeinen Entrüstung preisgibt, wie da, wo mit kalter Miene festgestellt wird, daß die Regierung milde Beiträge für Schlesien in Gestalt von Särgen gibt. Der Überraschungsmoment dieser Feststellung liegt wie bei den eben erwähnten Beispielen. Daß die Regierung milde Beiträge spendet, scheint selbstverständlich. Die Gestalt dieser Beiträge ist das Überraschende, nur daß die Gestalt der Uniformen belustigen und die Gestalt der Beiträge einen Grimm erweckt, der zum Zuschlagen bereit ist.

Und beides war bezweckt, sowohl das Lachen des Bürgers über den unfähigen Herrscher (z. B.), als auch der Grimm über die Gemeinheit, die in diesem Staate möglich ist. Lachen muß der Bürger, damit in ihm das Gefühl erweckt werde: Möge der alte Herr sich doch endlich seine Ruhe gönnen, wir würden sein Amt schon ganz gut verwalten, und zornig muß er werden, damit er im gegebenen Augenblick losschlägt.

Hier liegt nämlich die Aufgabe eines Witzblattes, das für eine Idee, die zur Revolution führen soll, kämpft. Alles andere ist Beiwerk. Und keine andere Form ist gerade für den politischen Witz schlagkräftiger als diese glatte Feststellung: „Wir, die Düsseldorfer Monatshefte, die doch bekanntlich von Männern herausgegeben werden, die etwas gelten, finden, daß es augenblicklich gleichnisweise so aussieht: ..." So läßt sich eine Revolution vorbereiten, und gerade diese kaltblütige,

nach außen hin leidenschaftslose Art der satirischen Feststellung kann mehr Gemüter in Aufregung bringen, als eine flammende Rede.

Aufrechterhaltung der Hefte nach 48.

Es ist dieses aber natürlich ein Ton, den man nur dann anschlagen kann, wenn man sich restlos für eine Sache einsetzt, und wenn durch diesen Ton nicht die Gefahr eines sofortigen Verbots (d. h. Unmöglichkeit überhaupt weiterzuwirken) heraufbeschworen wird. Nach der Enttäuschung über die Märzrevolution, die die Redaktion der Monatshefte doch zu einer Berichtigung ihrer Ansichten über Volksherrschaft zwang, läßt man diesen Ton schnell fallen, zumal nun Blättern, die diese Sprache führten, schnell das Lebenslicht ausgeblasen wird. Allenfalls im Kampf gegen das Judentum tritt nun diese glatte Feststellung einer subjektiven Ansicht noch einmal auf.

Allerdings wäre es den Monatsheften vielleicht besser gewesen, wenn sie ihren Ton nicht so sorgfältig umgestellt hätten. Ein schnelles Ende ist ruhmvoller als ein langsames Eingehen. Denn wenn auch außerhalb der Politik alle Inhalte und alle Formen bewahrt wurden, die Leistung fehlt. Inhaltlich weist nur der Judenwitz noch Leistung auf, formal die Parodie klassischer Werke oder Moritaten, die früher nur ganz selten einmal auftauchten, während sie jetzt in fast jedem Heft zu finden sind.

Düsseldorf merkt schnell, daß mit diesen Monatsheften etwas nicht mehr stimmt. Aufrufe an die Bezieher erscheinen mit der Bitte, die Monatshefte jetzt nicht im Stich zu lassen. Und es ist eigentlich verwunderlich, wie sich das langsam immer weniger interessant werdende Blatt noch 10 Jahre nach seiner eigentlichen Blütezeit in der so schnelllebigen, immer nach dem Modernsten greifenden Stadt Düsseldorf halten konnte. Es wird wahrscheinlich nur dem Umstand zuzuschreiben sein, daß seine Mitarbeiter eben doch die „Düsseldorfer Maler" waren, die im gesellschaftlichen Leben der Stadt eine wichtige Rolle spielten. Außerdem war nun auch wirklich kein besseres Witzblatt vorhanden, was die Monatshefte hätte verdrängen können, und so war zum endgültigen Eingehen der Zeitschrift noch der Untergang der Firma Aretz & Co. nötig, die durch verfehlte Unternehmungen ihr Geld einbüßte. Der 12. Jahrgang wird noch vollständig zu Ende geführt, dann schließt man ohne Abschiedsrede sang- und klanglos. Eine Art Weiterführung der Monatshefte im engeren Kreis der Künstler hat weiterbestanden, ist aber nicht mehr als Zeitschrift im üblichen Sinne anzusprechen.

Leistung der Monatshefte.

Die Neue Rheinische Zeitung stellt in Nummer 182 Betrachtungen über Europische Witzbltter (und andere europäische Dinge) an. Dabei

kommt sie zu dem Ergebnis: „Die Erzeugnisse des französischen Griffels verhalten sich zu denen der englischen wie eine duftende Ananas zu einer humoristischen Kartoffel — aber die Kartoffel ist ja ein prächtiges Produkt und stets ist sie uns willkommen. Unsre deutschen Künstler, die in Düsseldorf ihre Monatshefte und in München ihre Fliegenden Blätter herausgeben, können sowohl von Gavarni als von Leech ungemein viel lernen, denn sie produzieren weder Ananas noch Kartoffeln, — höchstens Äpfel und Birnen.“ Nun halte ich auch Äpfel und Birnen für recht gute Dinge und finde, daß es keine Schande ist, sie zu produzieren. Auch ein Apfel, so ein runzliger, braungebratener Kerl ist ungemein humoristisch, und eine Birne kann voll Köstlichkeit sein, wenn sie auch nicht den fremdländischen Reiz der Ananasfrucht hat. Es bedeutet 1848 immerhin etwas, wenn Deutschland in der Lage ist, so gute und schmackhafte Witzblattfrüchte hervorzubringen, denn die Kultur dieser Pflanze war hier gerade neu eingeführt, und man hatte ihr nicht viel Wohlwollen entgegengebracht. Frankreich und England konnten 1848 bereits auf eine Überlieferung auf dem Gebiete des Witzblattes zurückblicken. Man hatte sich dort begeistert dieser neuen Zeitschriftenart angenommen und hatte schnell eine Höhe erreicht, für die der Name Daumier Bürge ist. Da man aber in Deutschland alles Neue kritisch besieht und zunächst nicht gelten läßt, besonders wenn es nicht im Gewande wissenschaftlichen Ernstes auf Beachtung Anspruch macht, so betrachtete man eine satirische Zeitschrift doch immer als literarisches Erzeugnis 3. Grades, und diese Ansicht ist heute noch nicht ganz ausgestorben. Umso bedeutender ist der Entschluß des angesehenen Düsseldorfer Künstlerkreises, sich der Karikatur zu widmen, die bisher als des echten Künstlers unwürdig betrachtet wurde Düsseldorf erhält aus der Hand seiner Künstler eine Zeitschrift, die als erstes illustriertes Witzblatt des Rheinlandes angesprochen werden muß, und die leistungsmäßig in den Jahren 47—49 durchaus neben den Fliegenden Blättern bestehen kann. Und wie die Fliegenden Blätter im Geiste der Stadt München wurzeln, so wurzeln die Monatshefte im Geiste des Rheinlandes. Der „Spaß an der Freud“, der in jedem Rheinländer wohnt, ist hier aufgefangen und den Ideen dienstbar gemacht, die 1848 Deutschland, und in besonderem Maße das Rheinland bewegten. Denn vom Rheinland aus, das den Ideen seines westlichen Nachbarn ein offenes Ohr geliehen hatte, dessen Industrie sich zu regen begann, dessen Reichtum wuchs, dessen offene Augen aber auch das Elend rund um den wachsenden Fabriken sahen und nach Maßnahmen ausschauten, dieses Elend bei Zeiten zu beheben, von hier aus nahmen die Ideen des „rheinischen Liberalismus“ Besitz von Deutschland. Und nirgendwo ist für diese Ideen heftiger, und bis in die jüngste Vergangenheit hinein zäher gekämpft worden als in den großen, reichen und stolzen Städten des Rheinlandes.

Die Monatshefte waren Vorkämpfer des Liberalismus. Und wenn wir diesen Begriff heute abgetan haben, als den einer Anschauung, die der Volksgesamtheit nicht dienlich war, so ist er doch mit Hinblick auf die Ereignisse von 48 anders zu betrachten. Damals war „Liberalismus" die Losung, unter der sich die Gutgesinnten zum Kampf gegen Adels- und Familienwirtschaft, Unfähigkeit und Anmaßung zusammenfanden. Dieser Begriff war hinreichend verschwommen, unter dem Schlagwort „Liberalismus" kämpften die gegensätzlichsten Richtungen, von denen Henny Moos[16]) sagt: „Gleich bedrückt trat der gläubige Katholik neben dem emanzipierten Juden auf, und der verelendete Arbeiter ging hoffnungsvoll mit ... sogar der Handwerker, der in den Zunftzwang zurückwollte, schrie dazu: Liberalismus. Freiheit! Unbewußte Satire der Geschichte" Trotzdem war es aber gerade dieser Begriff, dessen volkstümlichste Auslegung „Freie Bahn dem Tüchtigen" war, der in das deutsche Volk das Gefühl für den Wert und die Grundrechte des einzelnen Menschen hineinlegte, aus dem heraus ganz langsam und unter Kämpfen das Ideal eines Staates werden konnte, in dem freie und gleichberechtigte Menschen gemeinsam zum Wohle der Menschheit friedlich arbeiten. Um dieser Idee den Boden zu bereiten, war es notwendig, daß einmal mit der Anschauung von der unbedingten Rechtmäßigkeit und Höherwertung des Adels gebrochen wurde, daß man einmal über das Hoheitsgebiet seines angestammten Fürsten hinaus in die größere Gemeinschaft Deutschland sah, daß einmal der Gedanke auftauchte, warum kann ich mit den schnelleren Fahrzeugen nicht schnell reisen, wohin ich will, ohne eine Unzahl von Formalitäten zu erledigen? All diese Fragen mußten auftauchen, um einem einigen Reich den Boden zu bereiten, und schließlich sind es die Ideen des Frühliberalismus gewesen, die uns ein geeintes Deutschland geschaffen haben. Das wollen wir nicht vergessen, wenn wir die Verdienste der Düsseldorfer Monatshefte betrachten, die im Kampf für die liberalen Ideen zu finden sind. Und noch ein Verdienst gebührt unzweifelhaft den Monatsheften:

Sie haben bewiesen, daß ein Witzblatt durchaus sauber bleiben kann, ohne uninteressant oder prüde zu sein. Während des Lesens sind die Lachmuskeln von den guten Einfällen so in Anspruch genommen, daß man keinen Augenblick den erotischen Witz vermißt. Erst im nachträglichen Vergleich mit anderen Blättern stellt man fest, daß die Düsseldorfer Monatshefte sich gänzlich frei davon gehalten haben. Und es ist bemerkenswert, daß diese Richtung ohne viel Aufhebens davon zu machen, und ohne darüber eine Programmrede zu halten, vom Rheinland aus in die satirische Literatur hineingetragen wurde.

16) H. Moos: Zur Soziologie des Witzblattes. Diss. München 1915.

V. Beantwortung der Fragen.

Ist Satire Geschichte?

Die Satire ist Geschichtsquelle. Das war die Behauptung Gehrings. Können wir nun diese drei Beispiele rheinischer Satire in der Publizistik als Geschichtsquelle ansprechen?

Carnevalszeitung. Politik.

Enthält z. B. die offizielle Carnevalszeitung von Köln überhaupt eine Tatsache zur politischen Geschichte? Nein. Sie bringt sogar nur selten einmal eine Äußerung zu politischen Ereignissen. Wenn sie politische Dinge erwähnt, so sind es eigentlich immer Wunschträume der freiheitlich gesinnten Bürger, wie z. B. die Einrichtung einer Kammer der Liberalen im Carnevals-Comité. Aber schon diese wenigen Äußerungen in einer Zeitschriften, die doch der „bescheidenen Satire" dienen will, können für den Geschichtsforscher Anhaltspunkt sein. Sie sagen ihm, daß die Wünsche des Jahres 1814 in Köln auch unter den bürgerlichsten Bürgern zwischen 1825 und 29 noch längst nicht tot waren.

Kulturgesch.

Mehr allerdings sagt die Karnevalszeitung dem, der sie nach der Kultur ihrer Zeit fragt. Schon ihr Bestehen sagt ihm, daß die Stadt Köln um 1822 bemüht ist, altes Brauchtum aufrecht zu erhalten, ihm zwar neue Form, damit aber auch erst die eigentliche Möglichkeit der Dauer zu geben. Wie die Romantik Volkssagen und Märchen sammelte und in einer festen Form zu Papier brachte, wie die späte Romantik den Bau des Kölner Doms vollendete, obgleich dabei die ursprüngliche Vollkommenheit nicht mehr erreicht werden konnte, so bringt man auch das altüberlieferte Karnevalsfest in feste Formen und bewahrt es damit vor Verwilderung und Untergang. Inhalt und Stil lassen uns noch einen weiteren Blick in die Lebensform der Zeit tun. Die Zeitung soll der bescheidenen Satire dienen, und wirklich ist es nicht mehr, was von ihr zu erwarten ist, als in jeder Richtung gemäßigte Äußerungen in satirischer Form. Es ist der Mensch der Zeit zwischen 1813 und 1848, der hieraus spricht, dieser Mensch, dem große Hoffnungen unerfüllt blieben, dem der König ein Versprechen gab, das er nicht erfüllte, und der nun von allen Seiten beaufsichtigt

wird, weil man seiner Ruhe nicht traut, weil man spürt, wie sich unter der stillen Oberfläche Dinge vorbereiten, die eine Welt verändern werden. Durch diese stete Aufsicht ist der Mensch dieser Zeit zu doppelter Vorsicht gezwungen, und nicht zu Unrecht wird gesagt, daß die Zeitungen jener Zeit einer doppelten Zensur unterlägen, der des lange unter Zensur schreibenden Redakteurs nämlich, und der der eigentlichen behördlichen Zensurstelle. So kann die Karnevalszeitung dann nur versteckt unter dem Brimborium des Karnevalshofstaates Zustände schildern, die z. B. im glücklichen Reich des Mondes herrschen, und die auf Erden von allen freiheitlich Gesinnten erstrebt werden. Die Kritik aber, die dieses Blatt in Köln erfahren mußte, sagt uns, daß es auch damals noch (oder damals schon) Menschen gegeben hat, die glaubten, man könne sich wohl eine größere Freiheit gestatten. Allerdings sagt uns das Ende der Karnevalszeitung, daß den Behörden schon diese „bescheidene Satire" zu unbescheiden war.

Sittengeschichte.

Wer die Karnevalszeitung nach den Sitten ihrer Zeit fragt, wird auch manches erfahren. Sie wird ihm sagen, daß in ihren Blättern kein unflätiger Witz zu finden ist, wohl aber manche Klatschgeschichte und manch persönliche Stichelei. Vor allem aber wird sie ihm sagen, wie man vor hundert Jahren in Köln den Karneval feierte, und sie wird davon erzählen mit allem Umstand und aller Kleinigkeitskrämerei einer Zeit, die zwischen zwei großen, bewegten Zeiten liegt.

Öffentl. Meinung.

Zwischen den Zeilen aber, zwischen all den umständlichen Berichten, Aufrufen, Reisebeschreibungen, zwischen Stadtklatsch und friedlicher Geckerei wird dem Leser nach 100 Jahren etwas erscheinen, was er eine öffentliche Meinung in Köln nennen kann. Es wird ihm auffallen, daß die Offizielle Carnevalszeitung, das Blatt also, das sich an alle Bürger Kölns ohne Unterschied wendet, unzweifelhaft auf der Seite derer steht, die die versprochene Konstitution wünschen, die Preßfreiheit fordern und ein einiges Deutschland, und wenn die Karnevalszeitung diese Forderungen keineswegs auch nur annähernd genau umreißt — denn sie will ja keine Zeitung mit einem politischen Programm, sondern das Nachrichtenblatt für die Festzeit sein — so ist es doch bezeichnend, daß man vom Kölner schlechthin erwartet, daß unter ihm kein Anhänger Metternichs sei, und daß er in stillem Grimm das verlachen werde, was dieser für eine Zukunft Deutschlands hielt.

Neue Rheinische Zeitung.

Das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung stellt eine Form der satirischen Schrift dar, die gar keinen Vergleich mit der Karnevals-

zeitung zuläßt. Von allen anderen Unterscheidungsmerkmalen abgesehen ist die Satire hier im Kampf für eine politische Idee eingesetzt.

Politische Geschichte.

Trotzdem werden wir aber nur ganz selten hier von einem politischen Ereignis erfahren, zu dessen Verständnis wir nicht den politischen Teil der Zeitung zur Hand nehmen müßten, und es scheint uns heute selbstverständlich, daß sich politischer Teil und Feuilleton so in die Hand arbeiten. Im Feuilleton finden wir die entsprechende satirische oder zornige Bearbeitung des Tagesereignisses, wir finden auch Notizen, die wie Berichte klingen, in denen aber doch der Stachel der Satire verborgen ist. Wir finden in der Satire der Neuen Rheinischen Zeitung durchaus das, was man Betrachtung der Geschichte aus einem „inoffiziellen Gesichtswinkel" nennen kann. Aber eben nur Betrachtung der Geschichte, obgleich dieses Betrachten der Geschichte schon wieder Geschichte in sich schließt.

Öffentl. Meinung.

Eine Tageszeitung ist nicht Vertreterin der öffentlichen Meinung, aber sie spricht die Meinung eines bestimmten Kreises in der Öffentlichkeit aus, sie wird gekauft, sie beeinflußt ihre Leser für ihre Meinung, sodaß sich schließlich ein Teil der öffentlichen Meinung um sie schaart, besonders dann, wenn eine Zeitung die Meinung klar heraus arbeitet, die seit langem in der Luft liegt. Eine Zeitung ist nicht Vertreterin der öffentlichen Meinung, aber eines Teiles der öffentlichen Meinung, denn selten ist die Ansicht eines Volkes ungeteilt für oder gegen eine Sache, besonders nicht dann, wenn es sich um Zeiten der Revolution handelt. Die öffentliche Meinung einer Zeit ist aber aus der Gesamtheit der erscheinenden Zeitungen abzulesen, wenn die Zeitungen nicht von staatlichen Ge- und Verboten einseitig beeinflußt werden. Die Meinung der Neuen Rheinischen Zeitung ist nicht die herrschende Meinung in Köln, aber ein Teil der herrschenden Meinung. Die wenigen außerkölnischen Zeitungen, die von Regierungsstellen bezogen wurden und reaktionären Charakter tragen, können wir getrost aus dem Bild ausschalten. Sie werden nicht von Kölnern geschrieben und nicht von der Menge der Kölner bezogen. In Köln war „man" selbstverständlich für eine Änderung der Staatsform, die Frage war nur, wandte man sich der konstitutionellen Monarchie oder der Republik zu.

Ein Stück Geschichte der öffentlichen Meinung in Köln läßt sich aus der Satire des Feuilletons der Neuen Rheinischen Zeitung ablesen. (Selbstverständlich auch die Geschichte des Geschmacks, die Vorliebe für den Heine-Stil.) Aber die öffentliche Meinung steht nicht plötzlich wie ein Wunder von selbst da. Sie ist meist das Ergebnis von

langsam gewachsenen Vorstellungen, zu denen dann eine plötzliche Propaganda kommt. So ist auch in diesem Satirischen Feuilleton ein Stück Geschichte der marxistischen Propaganda enthalten.

Gesch. der marxistischen Propaganda.

Marx kennt des Rheinländers Freude am Leben. Er weiß wie der Rheinländer, gleich ob Kapitalist oder Arbeiter, sich zunächst einmal eine Theorie anhört, die ihm mit einem Lächeln klargelegt wird. Und wenn eine Theorie schon einmal angehört ist, ist viel gewonnen. Darum gibt er seiner Zeitung ein eigenes „heiteres Feuilleton", das die Dinge, die der politische Teil ernst oder eifernd behandelt, noch einmal mit satirischen Spitzen würzt, auch mit Hohn für den Gegner oder einer beiläufigen dummen Bemerkung, die die Anschauungen des Gegners elend bloßstellt.

Die Anfänge Marxistischer Propaganda sind uns in der Neuen Rheinischen Zeitung und ihrem Feuilleton erhalten, und es ist nicht unwesentlich, daß die spätere Sozialdemokratische Partei (die ja das eigentliche Erbe der Gedanken Marx aus der Zeit um 48 antrat) der Neuen Rheinischen Zeitung einen solchen Propagandawert beimaß, daß sie sie 1928 vollständig neu drucken ließ! Das satirische Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung enthält schon die Ideen des Parteiwitzblattes: Propaganda durch Lachen und Lächerlichmachen.

Düsseldorfer Monatshefte.

Die Düsseldorfer Monatshefte sind ungefähr von denselben Ansichten beherrscht wie die Neue Rheinische Zeitung. Aber sie sind nicht Parteiblatt. Sie verhalten sich zur Neuen Rheinischen Zeitung so, wie später etwa der Simplizissimus zum Wahren Jakob. Auch in den Düsseldorfer Monatsheften finden wir nur selten und andeutungsweise eine geschichtliche Tatsache berichtet, aber ihre Zeichnungen dürften in einer großen Geschichte der Kunst nicht übersehen werden, wenn die Fach-Kunstwissenschaft auch heute noch immer geneigt ist, die Karikatur als Halbkunst beiseite zu legen. Will man die Karikatur aber aus der hohen Kunst ausschalten, so müßte ihr zumindest ein Platz im Kunstgewerbe, der angewandten und der Gebrauchskunst zugewiesen werden. Auch das geschieht kaum. Die Kunstwissenschaft sollte aber nicht vergessen, wie gerade in den Meistern, die im Volk verwurzelt sind, die Karikatur unweigerlich ihr Recht verlangt. Es sei nur an Pieter Breughels Bilder erinnert, auch an Dürers Bauerntänze und an die Bilder zu Sebastian Bandts Narrenschiff, die ja vermutlich vom jungen Dürer stammen. Die Hinwendung eines ganzen Künstlerkreises zur Karikatur, zur Karikatur im einfachsten, derben Holzschnitt, zur Karikatur in eindringlichster und verständlichster Form, wirft ein neues Licht auf die Kunst der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Mit der Karikatur siegt der Realismus, denn hier geht es um realste Dinge, die die Darstellungsweise einer abgelebten Romantik nicht mehr ertragen.

Geschmacksgeschichte.

Es ist aber nicht nur die Geschichte der Kunst, die uns die Monatshefte vermitteln. Die Geschichte des Geschmacks ihrer Zeit lebt in ihren Blättern. Die Zeitschrift hat 12 Jahre bestehen können, d. h. sie gefiel. Ihr Sinn für Komik war der Düsseldorfs, ihr Zeichenstil, der durchweg unvermittelt in wenigen Strichen eine Szene klarlegte, war Düsseldorf willkommen, dem Düsseldorf, das lange Zeit an das akademisch verzogene Virtuosentum der Ölmaler gewöhnt war. Dieser Stil, der in den Monatsheften erstmalig zu einer Gesamtleistung zusammengefaßt ist, war volkstümlich, er brauchte es nicht erst zu werden. Das beweist nicht nur die Aufnahme, die die Monatshefte fanden.

Rethel.

Alfred Rethels Totentanz unterscheidet sich im Stil wenig von vielen Karikaturen der Monatshefte. Er unterscheidet sich selbstverständlich durch großzügigere Anlage und sauberere Ausführung. Dieser Totentanz konnte Mahnmal in der Zeit werden, würdiger Nachfolger der alten Totentänze. Allerdings geht Rethel zwar von der Düsseldorfer Schule aus, der Totentanz entsteht aber in Dresden. Rethel ist vom Geist seiner rheinischen Heimat abgeschnitten und sieht in der Revolution nur noch einen Sieg des Todes über das Leben, während das Rheinland durch einen schnellen Aufruhr zu neuem Leben in einem freien Staate gelangen möchte. Hier unterscheidet sich Rethel von seinen Düsseldorfer Freunden.

Öffentliche Meinung.

Denn die Düsseldorfer Monatshefte sind ähnlich wie die Neue Rheinische Zeitung öffentliche Meinung ihrer Stadt, nur spricht sich in ihnen die öffentliche Meinung noch reiner aus. Die Monatshefte stehen nicht einseitig auf dem radikalen Standpunkt, sie erwägen das Für und Wider der einzelnen Meinungen, stellen sich zu diesem Ereignis positiv, zu jenem negativ und bewahren dabei doch eine durchaus freiheitlich gesinnte Haltung. Und gerade mit der grundsätzlich oppositionellen Einstellung, die aber in Einzelheiten je nach der Stimmung schwankt, ist die öffentliche Meinung des Rheinlandes um 1848 gekennzeichnet; und auch die öffentliche Meinung nach 48, die Enttäuschung, die unterdrückte Wut, das schließliche Resignieren spiegeln uns die Düsseldorfer Monatshefte.

Zu Gehrings Ansicht.

Als Geschichtsquelle zur Politik können wir unsere satirischen Schriften also nicht betrachten, wohl finden wir in ihnen immer gut aufgezeichnet die Geschichte der öffentlichen Meinung, Kultur- und Sittengeschichte, Geschichte der Propaganda, Kunst- und Geschmacksgeschichte.

Satire = Geschichte des Verfassers und des Publikums?

„Nicht über die Sache gibt die Karikatur Erkenntnisse, sondern über den Zeichner und über den, der sich ihrer freut." Es bleibt uns zu untersuchen, wieweit sich diese Ansicht in unseren satirischen Schriften bestätigt findet. Wir haben schon festgestellt, daß „Karikatur" in diesem Falle ruhigen Gewissens durch „Satire" ersetzt werden kann, und so kann für den Zeichner selbstverständlich der Verfasser gesetzt werden.

Carnevalszeitung. Der Kölner Bürger.

Wer ist Verfasser der offiziellen Carnevalszeitung? Der Kölner Bürger und Kaufmann. Und ganz Köln, der Bürger aller Finanzstärken ist ihr Leser. Wenn nun ganz Köln an den eigentlich anspruchslosen Witzen Gefallen findet, hinter denen sich hie und da eine politische Meinung verbirgt, aber nie eine Bosheit oder ein ernst zu nehmender Angriff, dann ist das bezeichnend für die Stadt Köln in den Fastnachtstagen, in denen sie nichts von schwerwiegenden Dingen wissen will. Aber wir dürfen hier nicht den Fehler begehen, und von der bewußt sorgenfrei gehaltenen Faschingszeit auf einen allgemein-sorglosen und ruhigen Bürger in Köln zu schließen, wenn es natürlich auch bezeichnend für den Kölner ist, daß er es fertig bringt, einmal während einer kurzen Zeit geradezu leichtsinnig alle Schwere von sich zu werfen.

Neue Rheinische Zeitung. Noch einmal Kölner Bürger.

20 Jahre später lernen wir den Kölner anders kennen. Die Neue Rheinische Zeitung ist das Blatt seiner Stadt geworden und aus dem Köln um 48/49 nicht wegzudenken. Seine Söhne kämpfen in der vordersten Linie für die Revolution. Robert Blum wird ihr Opfer. Das Rheinland vergißt ihn nicht, er geht selbst in den Sprichwortschatz seiner Landsleute ein. Noch heute sagt jedes Kind, das müde vom Spiel nach Hause kommt: „Da bin ich, erschossen wie Robert Blum"[17]). Mehr noch wird über den Leser der Neuen Rheinischen Zeitung ausgesagt, als seine Bereitschaft zum Kampf für die Revolu-

17) „Erschossen" wird hierbei eine ganz allgemeine Bezeichnung für „müde, abgekämpft".

tion. Der Stil des Feuilletons sagt uns, daß es nicht der Proletarier ist, der hier in erster Linie erfaßt wird, sondern der mit den literarischen und geistigen Strömungen der Zeit vertraute Bürger. Und auch dieser Bürger steht in Köln zur Revolution.

Sozialistenführer.

Mehr allerdings sagt uns das Feuilleton noch über seine Verfasser. Es sagt uns, daß Karl Marx zum Leiter seines Feuilletons einen Mann gemacht hat, der zwar den guten Willen eines Sozialisten hatte, aber nicht mehr als ein nachschaffendes Talent war, daß er aber bemüht war, bedeutende Männer heranzuziehen, wie eben Ferdinand Freiligrath. Das Feuilleton aber, so sehr es karikierend übertreibt, greift nie zum Kampf mit Verleumdung oder zur persönlichen Beleidigung. Der Fall, in dem es die Kölnische Zeitung unter Joseph du Monts Leitung ein „hübsches Annoncengeschäft" nannte, dürfte das Letzte sein, was es sich in dieser Richtung erlaubt. Nie wird man auch, wie in späteren Blättern, die sich sozialistisch nannten, einen Witz finden, der die Grenzen der Sauberkeit und des Anstandes überschreitet. Auch das kennzeichnet die Führung der Sozialisten um 1848. Sie glauben noch an das, was sie lehren, und kämpfen für ihre Ideale und nicht für ihren Brotbeutel, und für Ideale läßt sich mit sauberen Mitteln arbeiten.

Düsseldorfer Monatshefte. Die Künstler.

Die Düsseldorfer Monatshefte kämpfen mit gleicher Sauberkeit für ähnliche Ideen, was sie uns aber Neues über ihre Verfasser, deren Lebensbeschreibung in mancher Kunstgeschichte zu finden ist, sagen, ist, daß diese Künstler sich vom abgeschlossenen Künstlerdasein der Romantik lossagen und nun plötzlich auf ihre Weise Politik treiben. Sie zeigen uns den Künstler im vereinten Kampf mit dem Arbeiter und dem Kleinbürger für eine politische Erneuerung, die ihnen die Möglichkeit gibt, als Menschen gleichen Rechts in einem deutschen Staat zu leben. Die Düsseldorfer Künstler stellen sich nicht über das Volk oder außerhalb des Volkes, sie stehen als Wortführer und Berater mitten im Volk.

Zur Ansicht von Avenarius.

Wir können also die Frage, die Avenarius uns stellte, bejahen: Die rheinische Satire enthält die Geschichte ihrer Verfasser und ihrer Leser. Sie sagt uns, daß der Rheinländer das Lachen liebt, daß ihm im rechten Augenblick auch das Lachen des reinen Leichtsinns recht ist, wenn er nur sein Narrenfest feiern kann.

Rheinische Wesensart.

Dieser Leichtsinn ist ein Stück rheinischer Wesensart, der sich kaum deutlicher ausdrücken läßt als in einem Carnevalsliede aus der Erscheinungszeit unserer offiziellen Carnevalszeitung:

Tönet des Krieges gewaltig Gebot:
Betet für mich, ich bin todt, ich bin todt!
Aber zum Kampfe mit Flaschen voll Wein
Gabe des Lebens vom herrlichen Rhein
Muß ich lebendig, lebendig wohl sein.

Will ein Mäcen von mir Lieder ums Brod:
Betet für mich, ich bin todt, ich bin todt!
Wollen die Gecken mein Saitenspiel leihn,
Lieder zu singen in fröhlichen Reih'n,
Muß ich lebendig, lebendig wohl sein.

Dieser rheinische Leichtsinn ist die glückliche Gabe, allem Ernsten eine frohe, oder zumindest lächerliche Seite abzugewinnen. So kann denn auch die Propaganda für die bluternsten Dinge der Revolution noch mit einem Lachen, wenn auch mit dem bitteren Lachen der Satire getrieben werden. Man setzt in diesem Kampfe zwar unter Umständen sein Leben auf's Spiel — aber man lacht dabei! Und man braucht eigentlich garnicht zu fürchten, daß man im Rheinland mit diesem Lachen auf Widerstand stößt, es vereint Arbeiter, Bürger, Literaten und Maler.

Rheinisches Schicksal.

Eine dritte Frage wurde zu Beginn dieser Arbeit aufgeworfen. Läßt sich aus der Satire des Rheinlandes nicht auch etwas von seinem Schicksal ablesen?

Gauleiter Staatsrat Grohé sagte in einer Rede vom November 1935, daß das Rheinland immer von einer besonderen politischen Aktivität gewesen, wenn diese Aktivität dem Staate auch nicht immer besonders erwünscht gewesen sei. Diese politische Tätigkeit spiegelt sich in seiner Satire. Es ist das Schicksal des Rheinlandes, daß es Preußen mit Frankreich verbindet. Die europäischen Staaten suchen sich in gewisser Weise aneinander anzugleichen. Nun hält aber das Rheinland Nachbarschaft mit den Staaten, die die Geburtsstätten neuer Ideen und umwälzender Ereignisse waren, mit dem Industriestaat England, mit dem Staat der Umwälzungen, Frankreich mit mit dem „konstitutionellen Musterstaat" Belgien. Preußen hingegen hatte gänzlich agrarische Nachbarn: Rußland und Polen. Im Westen, im Rheinland also, mußten die umwälzenden Bewegungen aufgenommen werden, und die rheinische Satire trägt wesentliches zu deren Verbreitung bei. Durch fran-

zösische Emigranten aller Zeiten (von den Hugenotten bis zu den Flüchtlingen der großen Revolution) gab es manchen, der sich im 2. Viertel des 19. Jahrhunderts bereits als Rheinländer fühlte, obgleich er einen gut französischen Namen trug, und der den Geist seines beweglicheren Heimatlandes in die Landschaft Deutschlands getragen hatte, die ohnehin als die Lebhafteste des Reiches gilt. Der Geist dieses Landes wurde aber von Preußen nicht verstanden, als es unter seine Verwaltung kam. Es fühlte, daß sich aus diesem Landstreif im Westen ein neuer Geist nach Osten ergoß, spürte, wie die aufschießende Industrie des Rhein-Ruhr-Gebiets seine agrarisch-patriarchalische Weltanschauung über den Haufen warf und wehrte sich dagegen, indem es die Beamten des Ostens in das Rheinland schickte, die dort sofort verhaßt waren, weil sie gewohnt waren, entweder vor dem Adel sich zu beugen, oder den Bauer zu schinden. Das Rheinland aber kannte keinen bedeutenden Adel und keinen gedrückten Bauern, es war im wesentlichen immer ein Land vieler großer Städte gewesen, hatte schließlich republikanische Freiheiten genossen und lebte immer noch unter französischem Gesetz, dem Code Napoléon. Im Rheinland gab es selbstbewußte Bürger und nun neuerdings den Stand der Arbeiter. Der rheinische Unternehmer nimmt sich dieser Arbeiter an. Friedrich Harkort, der Großindustrielle, richtet selbst Sozialvorschläge an den Staat, in denen er rät, einer Arbeiterselbsthilfe zuvorzukommen. Er schlägt ein Verbot der Kinderarbeit vor, will die Arbeitszeit der Erwachsenen auf 11 Stunden pro Tag beschränkt sehen, gesunde Wohnungen möchte er außerhalb des Industriegeländes errichten, die mit der Eisenbahn billig zu erreichen sind. Aber diese Vorschläge werden glatt abgelehnt. Harkort sucht in seinen Fabriken das zu erreichen, was einem Einzelnen möglich ist. Andere Industrielle des Rheinlandes gehen radikal vor wie Engels, der Fabrikantensohn aus Barmen, der bei seiner Reise in England „ins Inferno geschaut hatte, in dem Menschen leiden, damit andere genießen“[18]). Engels hängt seine Karriere an den Nagel, der Schwärmer tritt ins Lager derjenigen über, denen er helfen will. Führer kann er ihnen nicht sein. Die Führerrolle hat bereits ein anderer übernommen: Der getaufte Jude und Rheinländer Karl Marx. Und hier öffnet sich die zweite Einflußquelle, aus der das Rheinland der Märzrevolution schöpft. Es ist nicht nur der Geist Frankreichs, es ist auch der Geist des verkappten Judentums, dem das Rheinland sich geöffnet hat. Die Satire der Neuen Rheinischen Zeitung zeigt uns beides. Ihr Stil ist der des französischen Feuilletons, den der rheinische Jude Heinrich Heine in Deutschland zur Mode machte, ihre Ansichten sind die des roten Frankreich, durchdacht und für deutsche Verhältnisse umgebogen von Karl Marx. Die Satire unserer drei satirischen Schriften kennzeichnen Frankreich als nachahmenswertes

18) Ricarda Huch: Alte und neue Götter.

Land, und seine Ideen geistern offen oder versteckt in der Karnevalszeitung, der Neuen Rheinischen und in den Monatsheften. Vom Juden allerdings spricht die Offizielle Carnevalszeitung kaum, die Neue Rheinische nur mit großer Zurückhaltung (oder als Waffe gegen die Kölnische Zeitung) und erst die späten Jahrgänge der Düsseldorfer Monatshefte erkennen ihn als feindlich. Trotzdem ist die Neue Rheinische Zeitung ganz von jüdischem Geist geleitet, während die ersten Jahrgänge der Monatshefte durchaus von ihm beeinflußt sind. Von den Ideen Marx wendet man sich erst ab, als man erkennt, daß unter dem Mantel von Freiheit und Gleichheit ein Schafstallleben propagiert wird. Und gerade das ist bezeichnend. Es ist rheinisches Schicksal, alles bereitwilligst anzunehmen, was sich ihm unter dem Mantel der Freiheit neu bietet. Daß dabei Irrwege gegangen wurden, ist nur zu menschlich. Der Rheinländer bleibt aber nicht auf dem als irrig erkannten Weg, sondern strebt weiter seinem Ziele zu, enttäuscht zwar — aber nicht entmutigt.

Satire = Beitrag zur Geschichte.

Die Geschichte dieser drei satirischen Schriften enthält also weit mehr, als die rein äußere Geschichte der Zeitungen. Man hat uns gelehrt, Geschichte nicht als Aneinanderreihung von Tatsachenberichten zu betrachten, sondern als das lebendige Wirken eines Volkes und einer Zeit, als das Wirken von Persönlichkeiten und Einflüssen, von Propaganda und Aufnahmebereitschaft. Sehen wir Geschichte in diesem Zusammenwirken, so können wir ruhigen Herzens sagen: Diese satirischen Schriften des Rheinlandes, die Offizielle Carnevalszeitung, das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung und die Düsseldorfer Monatshefte sind Quellen zur Geschichte der Revolution von 1848. Aus ihnen ist die gärende Unzufriedenheit und Gedrücktheit der Zeit von 1825—28 abzulesen, die Stimmung des Revolutionsjahres und die Enttäuschung über die mißlungene Revolution.

So hofft denn diese zeitungswissenschaftliche Arbeit, die Erscheinungsumstände, Inhalt, Form und Wesen der rheinischen Satire in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts klar zu machen versuchte, ein Beitrag zur rheinischen Geschichte, und damit schließlich ein Beitrag zur großen Geschichte Deutschlands zu sein.

Literatur.

Satire.

F. Avenarius: Das Bild als Narr. München.
E. Eckertz: Formen des Heineschen Witzes. Berlin 1908.
K. Fischer: Über die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes. Heidelberg 1871.
Fahne: Der Karneval. Köln 1884.
Chr. Gehring: Die Entwicklung des politischen Witzblattes. Leipzig 1927.
H. Gooßens: Die Dülkener Narrenakademie. Dülken 1903
G. Hermann: Die deutsche Karikatur im 19. Jahrhundert. Bielefeld 1901.
Kalkschmidt: Deutsche Freiheit und deutscher Witz. Hamburg o. J.
H. Moos: Zur Soziologie des Witzblattes. Diss. München 1915.
Fr. Th. Vischer: Über das Erhabene und Komische. 1838.
Wendel: Das 19. Jahrhundert in der Karikatur. Berlin 1925.

Preßgeschichte.

K. Buchheim: Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen Liberalismus. Leipzig 1913.
Beckmann: Zum Leben und zur literarischen Stellung des rheinischen Satirikers Heinrich Lindenborn. Bonn.
M. Berger: Görres als politischer Publizist. Bonn 1921.
E. Eckstein: Beiträge zur Geschichte des Feuilletons.
H. Feddersen: Das Feuilleton der sozialistischen Tagespresse Deutschlands. Masch.-Diss. Leipzig. 1922.
Dr. K. Kruchen: Die Zensur und deren praktische Anwendung bei rheinischen Zeitungen in der vormärzlichen Zeit 1814—1848. Düsseldorf 1928.
Meunier-Jessen: Das Feuilleton. Berlin 1931.
Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Leipzig 1906.
Schottenloher: Flugblatt und Zeitung. Berlin 1923.

Politik und Kulturgeschichte.

Th. Hampe: Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1902.
M. Hartmann: Soziale Demokratie 1848. Diss. Gießen 1925.
Ric. Huch: Alte und neue Götter. Zürich 1930.

Rheinische Geschichte.

J. Joesten: Kulturbilder aus dem Rheinland. Bonn 1902.
Dr. W. John: Karnevalsverbote. Kölner Stadtanzeiger vom 12. 11. 1889. Nr. 42/43.
Dr. J. Kemp: Zur Geschichte der Kölner Fastnacht. 1900.
F. Schulz: Das literarische Leben. Aufsatz aus der Festschrift „Die Rheinprovinz 1815—1915". Hrsg. Joseph Hansen.

Literarische Geschichte.

Ad. Bartels: Geschichte der deutschen Literatur.
F. Brümmer: Lexicon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts.
H. H. Houben: Verbotene Literatur. Dessau 1925.
K. Kraus: Heine und die Folgen. München 1910.
Monatshefte für die Geschichte Westdeutschlands. Jg. 4, 1878. (Brief Georg Weerths, mitgeteilt von Alexander Kaufmann.)
H. Ottendorf: Literarisches Leben in den Rheinlanden um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Saarbrücken 1911.
Plotke: Heine als Dichter des Judentums.
Piper: Die älteste deutsche Dichtung.
W. Rehm: Das 19. Jahrhundert (Realismus), Kolleg W/S 1935, München.
A. Salzer: Literaturgeschichte.
Sternberg: Heines geistige Gestalt. Berlin 1929.
Treitschke: Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. Bd. III Abschn. 9. 1885.

Kunstgeschichte.

W. Cohen: Die bildende Kunst. Aufsatz aus der Festschrift „Die Rheinprovinz 1815—1915". Hrsg. Jos. Hansen.
J. Ponten: Studien über Rethel.
Fr. v. Reber: Geschichte der neueren deutschen Kunst. Leipzig 1884.
Rümann: Das illustrierte Buch des 19. Jahrhunderts.
W. Stammler: Totentänze.

Geschichte der öffentlichen Meinung.

W. Bauer: Die öffentliche Meinung in der Weltgeschichte.
Münster: Die öffentliche Meinung in J. J. Görres politischer Publizistik. Berlin 1926.
Akten des Staatsarchivs Düsseldorf,
des Stadtarchivs Köln.

Zeitungen:

Die Offizielle Carnevalszeitung von Köln. Jg. 1825—1829. Universitäts- und Stadtbibliothek Köln.
Die Neue Rheinische Zeitung. Faksimile-Exemplar des Zeitungswissenschaftlichen Instituts München. Jg. 1848—1849.
Die Düsseldorfer Monatshefte. Jg. 1847—1859. Landesbibliothek Düsseldorf.
Brutus, der Tyrannen-Feind. Verl. F. Th. Biergans. Jg. 1795—1796. Köln, Universitäts- und Stadtbibliothek.
Der die Welt beleuchtende Cöllnische Diogenes. Verf. Heinrich Lindenborn. Jg. 1740—41. Köln, Universitäts- und Stadtbibliothek.
Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe. Verl. Runard. Jg. 1842 bis 43. Köln, Universitäts- und Stadtbibliothek.

Lebenslauf.

Am 29. November 1913 wurde ich, Emma Jacobs, Tochter des Schneidermeisters Kornelius Jacobs, zu Duisburg-Ruhrort geboren.

Von Ostern 1920 bis zum 2. März 1933 besuchte ich die Kaiserin-Auguste-Viktoria-Schule zu Duisburg-Ruhrort, an deren Oberlyzeum ich die Reifeprüfung ablegte.

Im Wintersemster 1933/34 begann mein Studium an der Universität Bonn, wo ich zunächst Deutsch und Kunstwissenschaft hörte. Im Winter 1934/35 hörte ich gleichzeitig mit den Bonner Vorlesungen Zeitungswissenschaft an der Universität Köln. Um Zeitungswissenschaft im Hauptfach studieren zu können, bin ich seit dem Sommer 1935 an der Universität München immatrikuliert.

Dem Direktor des Zeitungswissenschaftlichen Instituts der Universität München, Herrn Prof. Dr. d'Ester, verdanke ich die Anregungen zur Doktorarbeit aus der Satire meiner Heimat. Da die Satire, insbesondere die seiner und meiner Heimat, eines der liebsten Arbeitsgebiete meines verehrten Lehrers ist, war er mir in außerordentlichem Maße hilfreich. Ich bin ihm zu innigstem Dank verpflichtet. Das Thema der Arbeit lautet, da Herr Prof. Dr. d'Ester eine Fortsetzung dieser Arbeit bis in die Neuzeit machen lassen möchte: „Die Satire in der Presse des Rheinlandes. Teil I Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts".

Während meines Studiums hörte ich Vorlesungen bei den Herren: Dr. Baumgarten, Bonn — Prof. Dr. Borcherdt, München — Prof. Dr. Brecht, München — Bucher, Bonn, Prof. Dr. Clemen, Bonn — Prof. Dr. Enders, Bonn — Prof. Dr. d'Ester, München — Fischer, München — Friedrich, Köln — Prof. Dr. Jantzen, München — Linden, Köln — Prof. Dr. Lüthgen, Bonn — Dr. Lützeler, Bonn — Prof. Dr. Naumann, Bonn — Prof. Dr. Nießen, Köln — Prof. Dr. Pinder, München — Prof. Dr. W. Rehm, München — Prof. Dr. Schneider, Bonn — Dr. Schwaebe, Köln — Dr. Winkelnkemper, Köln — Prof. Dr. Spahn, Köln — Prof. Dr. Walzel, Bonn — Dr. Weigert, Bonn — Prof. Dr. Wesle, Bonn.

München, 12. 1. 1936.

Emma Jacobs.